

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Schulzeitung. 1860-1933 1926

33/34 (14.8.1926)

Badische Schulzeitung

Vereinsblatt des Badischen Lehrervereins und Verkündigungsstelle der Fürsorgevereine

Verantwortliche Leitung: W. Lacroix, Heidelberg, Schülerstr. 23. Fernruf 540. Abschluß: Mittwoch 12 Uhr. Erscheint Samstags. Anzeigen: Die 5-gesp., 38 mm breite Zeile Mk. 0.20, Chiffregebühr Mk. 1.—, Beilagen und Reklame-Anzeigen lt. besonderem Tarif. Bezugspreis: Monatlich 60 Pfg. einschließlich Postgebühren. Anzeigen und Beilagen sind an die Verlagsbuchhandlung Konkordia in Bühl (Baden) zu senden, alles übrige an die Leitung. Geldsendungen an die Kasse des „Badischen Lehrervereins“ nur an die Badische Beamtengenossenschaftsbank Postsparkonto 1400 Karlsruhe auf Bankkonto des B. L. V. D. 70. Geldsendungen an das Lehrerverein nur an „Lehrerverein Bad Freyersbad, Geschäftsstelle Offenburg, Postsparkonto Nr. 75843 Karlsruhe.“

Anzeigen-Aannahme und Druck: Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl (Baden). Direktor W. Vesper. Telefon 131. Postsparkonto 237 Amt Karlsruhe

33/34.

Bühl, Samstag, den 14. August 1926.

64. Jahrg.

Inhalt: Zum 11. August. — Der Staat und wir. — Der Bauernkrieg im 7. Schuljahr. — Aus unserer Filmgemeinde. — Die Heimatkunde im Wandel der Zeit. — Die Farblichtmusik. — Rundschau. — Aus den Vereinen. — Verschiedenes. — Bücherschau. — Vereinstage. — Anzeigen.

Die nächste Nr. erscheint am 28. 8.

Zum 11. August.

Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 hat dem Reiche die Kulturaufgaben zugewiesen. Der vierte Abschnitt „Bildung und Schule“ bezeugt mehr als jeder andere, daß dieser Freistaat ein Kultur- und Erziehungsstaat sein soll. Der deutsche Lehrer kann keine würdigere Feier begehen, als indem er sich mit dem Gehalt dieser Verfassungsbestimmungen zu erfüllen versucht, ist doch er in erster Reihe mitberufen, an der Verwirklichung des darin niedergelegten Kulturwillens mitzuwirken.

Bildung und Schule.

Artikel 142

Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Der Staat gewährt ihnen Schutz und nimmt an ihrer Pflege teil.

Artikel 143

Für die Bildung der Jugend ist durch öffentliche Anstalten zu sorgen. Bei ihrer Einrichtung wirken Reich, Länder und Gemeinden zusammen.

Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.

Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten der Staatsbeamten.

Artikel 144

Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; er kann die Gemeinden daran beteiligen. Die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, sachmännlich vorgebildete Beamte ausgeübt.

Artikel 145

Es besteht allgemeine Schulpflicht. Ihrer Erfüllung dient grundsätzlich die Volksschule mit mindestens acht Schuljahren und die anschließende Fortbildungsschule bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre. Der Unterricht und die Lernmittel in den Volksschulen und Fortbildungsschulen sind unentgeltlich.

Artikel 146

Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend.

Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schul-

betrieb, auch im Sinne des Abs. 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes.

Für den Zugang Minderbemittelter zu den mittleren und höheren Schulen sind durch Reich, Länder und Gemeinden öffentliche Mittel bereitzustellen, insbesondere Erziehungsbeihilfen für die Eltern von Kindern, die zur Ausbildung auf mittleren und höheren Schulen für geeignet erachtet werden, bis zur Beendigung der Ausbildung.

Artikel 147

Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates und unterstehen den Landesgesetzen. Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die Privatschulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist.

Private Volksschulen sind nur zuzulassen, wenn für eine Minderheit von Erziehungsberechtigten, deren Wille nach Artikel 146 Abs. 2 zu berücksichtigen ist, eine öffentliche Volksschule ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung in der Gemeinde nicht besteht oder die Unterrichtsverwaltung ein besonderes pädagogisches Interesse anerkennt.

Private Vorschulen sind aufzuheben.

Für private Schulen, die nicht als Ersatz für öffentliche Schulen dienen, verbleibt es bei dem geltenden Recht.

Artikel 148

In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerverständigung zu erstreben.

Beim Unterricht in öffentlichen Schulen ist Bedacht zu nehmen, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden.

Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht sind Lehrfächer der Schulen. Jeder Schüler erhält bei Beendigung der Schulpflicht einen Abdruck der Verfassung.

Das Volksbildungswesen, einschließlich der Volkshochschulen, soll von Reich, Ländern und Gemeinden gefördert werden.

Artikel 149

Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien (weltlichen) Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt.

Die Erteilung religiösen Unterrichts und die Vornahme kirchlicher Verrichtungen bleibt der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat.

Die theologischen Fakultäten an den Hochschulen bleiben erhalten.

Artikel 150

Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates.

Es ist Sache des Reichs, die Abwanderung deutschen Kunstbesitzes in das Ausland zu verhüten.

Der Staat und wir.

Zum 11. August.

Dem Kampf zwischen Staat und Kirche um die Oberherrschaft auf dem Gebiete der Erziehung liegen zwei Anschauungen über das Verhältnis dieser beiden zum Menschen zugrunde, daß man sich mit ihnen auseinandersetzen muß, um zu wissen, auf welcher Seite man steht. Der dabei gewonnene Standpunkt wird für den gegenwärtigen Menschen mehr Beweiskraft haben, als alle geschichtlich begründeten Ansprüche. Ewig wandeln sich in der Geschichte die Begriffe „Staat“, „Kirche“ und „Mensch“, ewig wechseln ihre Beziehungen zueinander. Die Menschen jedes Jahrhunderts waren gezwungen, immer wieder von neuem die gegenseitigen Grenzen abzustechen; die Menschen der Zukunft werden das selbe tun müssen; denn nichts ist beständig als der Wechsel.

Der Staat der Gegenwart wurzelt zuletzt im Volkstum. Mit naturhafter Gewalt hat sich dieser Grundsatz im Denken der Völker Bahn gebrochen gerade im Gegensatz zur alten Staatsauffassung, die vor allem ständische, d. h. wirtschaftliche Grundlagen hatte. Die jüngsten Staatenbildungen Europas haben alle ihren Grund in einem zum Bewußtsein seiner selbst gekommenen Volkstum. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker wird sich immer zu Gunsten des Volkstums auswirken. Wir haben erlebt, daß ein Volksteil große wirtschaftliche Nachteile auf sich nimmt um seines Volkstums willen. Der Begriff „Irredenta“ ist noch nicht sehr alt. Er wurde geboren mit dem neuen Grundsatz der Staatenbildung. Es ist aber klar, daß ein Staat, der das Volkstum zur Grundlage hat, bestrebt sein muß, alle Glieder dieses Volkes zu umfassen. Daß jeder Volksteil zu dem Staat seines Volkstums strebt, ist ein Beweis dafür, welche schicksalhafte Kraft dem neuen Grundsatz der Staatenbildung innewohnt. In unserer Zeit ist es nicht mehr erlaubt, den Staat als eine mehr oder weniger reelle Firma zu betrachten, mit der man gute oder auch schlechte Geschäfte macht; nein, er muß uns als Werkzeug und Sachverwalter unseres Volkstums der Liebe wert sein.

Woher kommen aber nun dem Volkstum diese staatenbildenden Kräfte? Jedes Volk erkennt mit zunehmender Bildung, daß die Möglichkeit der kulturellen Entwicklung nur innerhalb seiner Sprachgrenzen besteht. Daher stammt auch der verzweifelte Kampf um die Sprache und deren Pflegerin, die Schule, im Elsaß und Südtirol. Der Machthaber weiß, daß er mit der fremden Sprache die fremde Seele austreibt, daß die vorgeschobene Sprachgrenze seinen „inneren“ Machtbereich vorschiebt. Beispiele dafür bietet die Geschichte gerade genug.

Und doch ist auch die Sprache nur ein Werkzeug — allerdings ein unentbehrliches —, mit Hilfe dessen das Volkstum seinen Wesenheiten Bahn bricht. Die Sprache ist wie ein Stempel, der unsere Seele von Kindesbeinen an nach der Seele unseres Volkes prägt mit allen feinen Schattierungen, die ihr in Lebensauffassung und Lebensart, Recht und Unrecht, Sitte und Unsitte eigentümlich sind. Wer eine fremde Sprache mit Erfolg sprechen will, muß es fertig bringen, in dieser Sprache zu denken, d. h. sich in ihre Seele versetzen zu können. Erst die gemeinsame Sprache ermöglicht es einem Volk, eine gemeinsame Seele zu besitzen; erst dadurch wird der Staat zum Kulturstaat.

Dem Kulturstaat erwachsen aus seiner Würde große Bürden. Er soll nicht nur das materielle Wohl seines Volkstums sichern, er muß vor allen Dingen die geistige Führung des Volkes in die Hand nehmen und behalten. Das vorwiegend wirtschaftlich eingestellte Staatswesen hatte darin gar keine Verpflichtungen. Es konnte sich's wohl leisten, die kulturelle Entwicklung seiner Glieder der Führung einzelner Persönlichkeiten oder Gesellschaften zu überlassen. Der neue Staat darf und kann dies nicht mehr, ohne sich selbst und seinen ganzen Werdegang zu verneinen. Er könnte weit eher seine wirtschaftliche Seite privaten Gesellschaften über-

lassen als seine kulturelle Hoheit aufgeben. Er wird dies eine nicht tun! Aber er darf das andere nicht lassen!

Die Staatsform, die sich im Verlauf der letzten Jahrhunderte zu ihrer heutigen Gestalt herausgebildet hat, übernahm auch in richtiger Erkenntnis ihrer geistigen Grundlagen nach und nach alle Bildungseinrichtungen, mit einziger Ausnahme der Kirche. Auch diese wurde in manchen Staaten dem geistigen Gefüge einverleibt durch Bildung einer Nationalkirche. In den meisten Staaten widerstand sie jedoch diesem Prozeß unter der Behauptung, eine Eigengesetzlichkeit zu besitzen, die vom Volkstum unabhängig sei. Sie erklärte sich damit für überstaatlich, d. h. international. Ist dies auch ihrem Wirkungsgehalt nach zu bestreiten — denn die Kirche hat sich mehr dem Volkstum angepaßt, als das Volkstum ihr —, so hat sich doch daraus der gegenwärtige Zustand entwickelt, daß die Kirche ein Staat in Staaten ist mit eigenmächtiger Leitung. Durch diese Entwicklung ist der Kirche die Berechtigung entglitten, Anspruch auf die geistige Führung des Volkstums zu machen. Sie wurde nicht ausgeschaltet, sie hat es selbst getan. Sie hat den Staat gezwungen, auch auf dem Gebiete der Erziehung sein eigener Sachwalter zu sein.

Der Lehrer — vom Hochschulprofessor bis zum Volksschullehrer — wurde zum Erzieher im Namen und zum Wohle der neuen Staatsidee. Damit ist eine ganz und gar neue innere Einstellung des Lehrenden verbunden, deren Abstand von der früheren wir in seiner ganzen Größe nur deshalb nicht fassen können, weil viele Generationen an ihrer Entwicklung gearbeitet haben. Der Staat ist uns zu dem von Gott gewollten geistigen Gebilde geworden, zu dem hin wir die Menschen bilden. Mit Herz und Sinn und allem Wesen wollen wir dem neuen Staat den neuen Menschen ergeben machen. Denn unser Glaubenssatz lautet also: Gebt dem Staate, was des Staates ist; dann gebt ihr Gott, was Gottes ist.

Georg Eiermann.

Der Bauernkrieg im 7. Schuljahr.

Im „Grundriß der Geschichte“ von Andrá steht (S. 73) zu lesen: „Am diese Zeit (1500) gestaltete sich die Lage des Bauernstandes immer trauriger. Die höheren Stände suchten die Bauern immer ärger in den Zustand der Leibeigenschaft herabzudrücken.“ Prüfen wir diesen Satz auf seine Richtigkeit.

Jeder Druck erzeugt einen Gegendruck. In diesem Falle Verschwörungen der Bauern: (Bundschuh, der arme Konrad) den Bauernkrieg.

Wir haben schon einmal eine Periode kennengelernt, in der der Bauernstand in Armut und Leibeigenschaft zurückfiel. Das war im Römerreich zur Zeit der allgemein und dauernd sinkenden Preise. Wie war es doch damals?

Wir wissen, daß von Anfang unserer Zeitrechnung bis etwa um 500 der Geldumlauf im Römerreich von 2000 Millionen auf 200 herabsank. (Nach den Berechnungen von Senator W. M. Stewart, St. Louis.) Die fürchterlichen Folgen dieser scheinbar belanglosen Tatsache wollen wir kurz zusammenstellen: 1. Die Bevölkerung nahm ab, Geburtenrückgang. 2. Handel, Kunst, Industrie verschwanden. 3. Die Städte schrumpften ein. 4. Verklavung, Leibeigenschaft nahmen zu. 5. Ernstes Interesse am öffentlichen Leben verschwand. 6. Alle edlen Bestrebungen hörten auf. 7. Engstirnige Selbstsucht herrschte. 8. Das Beamtentum nahm überhand. 9. Der Staat mußte überall eingreifen, um die entseffelten Leidenschaften zu dämpfen, machte aber damit das Abel noch größer.

Nun muß man sich noch dazudenken, daß der damalige Staat als der größte Schuldner in die ärgste Geldklemme kam; denn die Steuerkraft der Massen nahm mehr und mehr ab. Versuchte die Regierung, die Steuerschraube bei den Großen anzuziehen, so folgten Palastrevolutionen und Kaiserermorde. Steuerdruck auf die besitzlosen Massen aber erzeugte Straßenrevolten. Um all dem zu entgehen, blieb noch übrig: Beutezüge, Eroberungen zu machen, Tribut in Gold und Silber vom Ausland zu holen, also die Ablenkung vom Bürgerkrieg zum Völkerkrieg.

Merkwürdig klar werden uns diese Zusammenhänge, wenn wir hören, wie Kaiser Julian im Jahre 363 seine Truppen zum Kampfe anführte mit den Worten: „Seht dort, die Perser, die alles im Überfluß haben; an dem Reichtum dieses Volkes könnt ihr euch erholen, wenn ihr tapfer seid. Der römische Staat ist vom höchsten Reichtum zur tiefsten Armut herabgesunken, das

Geld der Staatskasse ist erschöpft, die Städte sind entvölkert, und die Provinzen sind verwüstet."

Aber die schöne Rede half nicht mehr. Große, schlagkräftige Heere brachte Rom nur solange zusammen, als die Geldwirtschaft blühte. Bei absterbender Geldwirtschaft ist das Aufstellen großer Heeresmassen einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Die Ablenkung zum Völkerkrieg versagte. Im Innern aber verschärften sich die Gegensätze zwischen Armen und Reichen immer mehr.

Um nun das Aufsaugen des bäuerlichen Mittelstandes durch den Großgrundbesitz nicht nur von den fallenden Preisen her zu begründen, muß man noch daran denken, daß schon seit Jahrhunderten bei neuen Eroberungen das eroberte Land in mächtigen Gütern an Generäle und Patrizier verteilt wurde. Die großen Grundbesitzer hielten sich Sklavenherden (Kriegsgefangene) zur Bewirtschaftung. Diese Sklaven durften nicht in den Krieg; die Arbeitskräfte für die großen Güter waren immer zur Stelle. Der freie römische Bauer aber mußte in den Krieg. Da die Großgrundbesitzer die billigsten Arbeitskräfte hatten, konnten sie ihre Waren so billig verkaufen, daß die kleineren Bauern gar nicht mehr konkurrieren konnten. Sie gerieten leicht in Schuldknechtschaft, der sie oft durch die Flucht zu entgehen versuchten. Um der Landflucht der Bauern zu steuern, machte der Staat ein Gesetz, welches etwa lautete:

"Jeder Gutsherr darf verschuldete Bauern, welche fluchtverdächtig sind, in Banden legen und sie zwingen, wie Sklaven gefesselt das Feld zu bearbeiten."

Viele Bauern flohen aber doch. Es entstanden Räuberbanden. In Urkunden wird beglaubigt, daß die Zahl der Bänden erschreckend zunahm, besonders dort, wo die Geldwirtschaft, die arbeitsfertige Wirtschaft früher am stärksten entwickelt war. In Latium z. B. lagen im Jahre 395 eine Million Morgen früheren Ackerlandes brach, versumpft und verlassen. Der Ackerbau ging gewaltig zurück. Auf den ungeheuer großen Gütern (die Provinz Afrika gehörte nach Damaschke 6 Großgrundbesitzern) verlegte man sich mehr auf Viehzucht.

So stand es um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts. Hunderttausende von sonst freien Bürgern wurden also der primitivsten, persönlichen Freiheitsrechte beraubt.

In dieser Zeit entsteht also der Vorläufer des mittelalterlichen Fronhofes, unter dem die arbeitende Landbevölkerung um 1500 immer noch seufzte.

Nun muß uns aber folgendes auffallen: 1525 lagen die Verhältnisse ganz anders. Das war ja keine Periode dauernd sinkender Preise. Da fand ja gerade das Gegenteil statt; die Preise zogen beträchtlich und dauernd an.

Folgende Tabellen beweisen das Steigen der Preise:

Getreidepreise in Sachsen (nach Falke): 1455—80 10,62; 1521—30 22,50; 1531—40 29,44.

Getreidepreise in England (nach Lavasseur): 1401—50 7; 1451—1500 6; 1501—50 12; 1551—80 17.

Weizenpreise im Elsaß (nach Hanauer): 1526—50 18,61; 1551—75 35,27; 1576—1600 49,90.

Daß diese Tabellen stimmen, bestätigt auch Martin Luther, wenn er sagt: „Ich muß die Pfarrer in Schutz nehmen, wenn diese statt 30 fl. 90 und 100 fl. im Jahr fordern. Man muß doch auch bedenken, daß früher ein Scheffel Korn 2 bis 3 Groschen galt, ein Mandel Eier 3 Pfg. Jetzt muß man für einen Scheffel Korn 10—11 und 12 Groschen, für ein Mandel Eier 18 Pfg. bezahlen. Da können doch die Pfarrer nicht mehr leben mit 30 fl. im Jahr. Das bedenkt niemand.“

Das dauernde erhebliche Anziehen der Preise ist also Tatsache. Und in dieser Zeit verschlechterte sich die Lage der Bauern so, daß es zur Empörung kam! —

Vorhin sagten wir, daß in Rom bei dauernd sinkenden Preisen die Bauern zwangsläufig versklaven mußten. Nun sollte man doch meinen, bei dauernd steigenden Preisen sei es umgekehrt. Wir finden diese Meinung zu allem Überfluß bestätigt durch unsere Inflation von 1914—1923. Da ging es den Bauern verhältnismäßig recht gut. Man riß sich um ihre Waren und bezahlte sie hoch.

Um 1500 herum war, wie die Tabellen zeigen, eine ganz ansehnliche Inflation. Warum ging es da den Bauern nicht auch gut wie von 1914—23?

bleiben wir zunächst bei 1914. Da gab es schon längst kein Feudalsystem mehr. Die Bauern hatten keinen Zehnten zu ent-

richten, keine Frondienste zu leisten für adelige oder geistliche Bodenbesitzer. Jeder Bauer konnte Boden kaufen und verkaufen (falls er nicht gerade stark verschuldet war), so viel er wollte. Mit einem Wort: Das römische Bodenrecht hatte das alte Feudalsystem schon längst verdrängt. Die Bauern von 1914 lebten unter hochentwickelter Geldwirtschaft. Alle Waren, die die Bauern erzeugten, tauschten sie um gegen Geld. Mit dem Geld schafften sie sich die Waren an, die sie brauchten, aber nicht selbst erzeugen konnten. Den Überschuß an Geld trugen sie auf ihre Ortsparkassen. Tausch von Waren gegen Waren, also reiner Tauschhandel, kam so gut wie gar nicht mehr vor. Urwirtschaft, Erzeugen zum Verbrauch an Ort und Stelle, trieben die Bauern nur noch zum kleinen Teil. Die durch die Geldwirtschaft mögliche Arbeitsteilung war eben schon sehr hoch entwickelt. Und nun beginnt 1914 die gewaltige Geldvermehrung und damit Preissteigerung. Warum es jetzt den Bauern im allgemeinen ordentlich ging, soll ein Beispiel zeigen: Bauer A ließ im Jahre 1913 seine alte Scheune abreißen und eine neue bauen. Er ließ sich zu diesem Zwecke 4000 Mark. Er glaubte, jedes Jahr 500 Mark und die Zinsen abzahlen zu können. Bis jetzt hatte er gewöhnlich für das Hektoliter Wein 50 Mark erhalten. Um die Schuld ab-zuzahlen, waren also etwa 80 Hektoliter Wein nötig. Nun bekam Bauer A aber schon im Jahre 1916 200 Mark für das Hektoliter Wein. Zum Tilgen seiner Schuld genügten jetzt 20 Hektoliter. Von der Ernte dieses Jahres konnte er 10 Hektoliter verkaufen und bezahlte mit dem Geld die Hälfte der Schuld ab. Im nächsten Jahr genügten 4 Hektoliter, um die zweite Hälfte der Schuld auch noch zu tilgen.

Wie war das aber um 1500 herum? Schuldenabshüttelung war auch leicht. Aber der weitaus größte Teil der Bauern stand in einem persönlichen Abhängigkeitsverhältnis zu einem großen Grundbesitzer (Adel, Geistlichkeit). Wie man sich das etwa denken muß, soll wiederum ein Beispiel zeigen:

Freiherr von Falkenstein ist der Eigentümer eines großen Geländestriches. Die Gemeinde N. mit 120 Bauernfamilien liegt darauf. An der schönsten Stelle, auf einer mit Mauern umgebenen Anhöhe steht das Schloß des Freiherrn. Freiherr von Falkenstein könnte nun, da er Eigentümer des Bodens ist, die 120 Bauern fortjagen. Daran hat er aber gar kein Interesse. Er überläßt sogar den Bauern ein Sechstel seines Bodens — natürlich nicht den besten — unter der Bedingung, daß sie die andern fünf Sechstel nach seinen Befehlen bebauen. Die Bauern machten das; denn sie hatten seit Jahrhunderten nichts anderes gehört und gesehen. Überall war es so. Dieses Sechstel reichte natürlich gerade aus zum Leben. Geld ging so gut wie keines durch die Hände dieser Bauern. Sie trieben für sich eigentlich Urwirtschaft, nebenbei tauschten sie ihre Arbeit um gegen Boden.

Ganz anders war es im Schloß. Der Freiherr hatte Getreide in Masse zu verkaufen. Durch seine Hände lief alljährlich ein Geldstrom. Und als die Preise so herrlich anzogen, kam sogar ein steigender Geldstrom. Das merkten die Bauern an der neuen, großen Scheune, an den schönen Ställen und am Silbergeschirr der Pferde. Daß ein neuer Wind wehte, sahen die Bauern auch, wenn sie einmal zu Fuß an einem Feiertag in die Stadt gingen. Die freien Handwerker hatten es besser. Diese ließen sich ihre Arbeit mit Geld zahlen und konnten dann mit dem Geld anfangen, was sie wollten. „Mit dem Geld in der Hand“, mögen sie gedacht haben, „ist man doch ein freierer Mensch, als wenn man für seine Arbeit ein Sechstel Boden bekommt wie wir. Wenn wir 6 Zentner Korn erzeugt haben, dann gehört ein Zentner uns. Wenn aber der Nagelschmied sechs Nägel gemacht hat, so gehören sie alle sechs ihm, und er kann sie für Geld verkaufen.“

Diese Gedanken weckten die Unzufriedenheit. Das Gerechtigkeitsgefühl mußte sich empören angesichts der Tatsache, daß die freien Berufe und die Grundbesitzer alle Vorteile der ausbleibenden Geldwirtschaft, alle Vorteile der steigenden Preise für sich einheimsten. Der leibeigene Bauer mußte zusehen, wie es allen besser ging, wie alles freier wurde unter der aufwachenden Geldwirtschaft, nur er nicht. Der Durst nach Freiheit, nach dem Maß von Unabhängigkeit, die die Geldwirtschaft im Gefolge hat, war geweckt.

Und nun glaube ich, daß André nicht recht sieht, wenn er schreibt: „Die höheren Stände suchten die Bauern immer mehr in den Zustand der Leibeigenschaft herabzudrücken.“ Der Satz sollte

heißen: Die Bodenbesitzer wendeten alle ihre Machtmittel an, um die Bauern im Zustande der Leibeigenschaft festzuhalten.

Das ist jetzt bei steigenden Preisen, bei auslebender Geldwirtschaft, die immer einen Drang nach größerer materieller und geistiger Freiheit zur Folge hat, schon schlimm genug und erklärt vollkommen die Empörerstimmung bei den Bauern.

Die Feudalherren aber, die die stumpfe und dumpfe Ergebenheit, gewachsen auf der zusammenbrechenden Feudalwirtschaft, nun seit Jahrhunderten gewohnt waren, konnten den Geist, der in die Bauern gefahren war, gar nicht begreifen, wollten ihn auch nicht begreifen; denn sonst hätten sie ja einen Teil ihres arbeitslosen Einkommens opfern müssen.

Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verdirbt eben nicht bloß den Ausgebeuteten, sie erstickt auch im Ausbeuter den Sinn für soziale Gerechtigkeit.

Aufhebung der Leibeigenschaft, Neuregelung des Frondienstes, des Zehnten und anderer Abgaben, Freiheit der Jagd, das waren die Forderungen der Bauern. In diesen Forderungen sahen die damaligen Grundbesitzer den Untergang, die Vernichtung ihrer Klasse (Baumwollensplanzer in U. S. A.).

Von ihrem Standpunkt aus hatten sie recht. Die plumpe Ausbeutung von der Bodenseite her wäre bedeutend geringer geworden. Ein gut Teil ihres arbeitslosen Einkommens hätten die Feudalherren als Lohn durch die Taschen der Bauern fließen lassen müssen. Dieses arbeitslose Einkommen war aber in den Augen der Grundbesitzer ein wohlverwobenes Recht. Wohlverwobene Rechte aber muß der, der Adel und Ehre im Leibe fühlt, verteidigen. Das ist man seinem Stande schuldig!

Darum ließ auch der Herr von Eppstein im Jahre 1494 einen Bauern hinrichten, weil er Krebsje fing und aß. Der Herzog Ulrich von Württemberg ließ — nach Damaskus — jedem Jagdfrevler die Augen ausstechen; Herzog Ulrich wollte eben seine wohlverwobenen Rechte „standesgemäß“ wahren. So sammelte sich allmählich der Zündstoff an, der dann 1525 explodierte. Die Geschichte hat nun für den Augenblick gegen die Bauern entschieden. Aber nur für den Augenblick. Die weiter sich entwickelnde Geldwirtschaft erfüllte den Bauern alle ihre Freiheitswünsche. Warum auch nicht? Fühlte doch der nun kommende Geldadel, daß unter dem römischen Bodenrecht bei ausgeprägter Geldwirtschaft aus den Bauern, wie aus allen Arbeiten, ganz unmerklich ein viel größerer Betrag herausgewirtschaftet werden kann, als mit Hilfe des Feudalsystems. Und dabei kann sich der wahre Ausbeuter ganz im Hintergrund halten. Darum durften die Bauern so nach und nach das Feudaljoch abschütteln. Sie kamen dabei aber nicht von der Sklaverei in die Freiheit, sondern nur vom Regen unter die Traufe.

Wenn wir den Stoff der letzten Stunde, in der wir die Gründe über die Entstehung der Bauernrevolten um 1500 untersuchten, nochmals zusammenfassen, so können wir etwa sagen:

Die damals auslebende Geldwirtschaft erhöhte 1. die persönliche Freiheit; 2. sie erleichterte die Schuldenabschüttelung.

Da aber die erdrückende Mehrzahl der Bauern Leibeigene waren, so kamen diese gewaltigen Vorteile nur den wenigen großen Bodenbesitzern zugute, die ihre weiten Ländereien zur Warenerzeugung benützen konnten. (Das Korn, das der Großgrundbesitzer nach England verkaufte, war Ware; jenes aber, das der kleine Bauer erzeugte, war und blieb Gebrauchsartikel).

Daher bedeutete die auslebende Geldwirtschaft für die leibeigenen Bauern relativ ein Rückschritt, der aber, streng genommen, zunächst nur einem Stillstehen gleichkam.

Dieses Stehenbleiben der Leibeigenen bei den hergebrachten Zuständen verwandelte sich nach 1525 in der Tat in einen Rückschritt. Die Bauern wurden besonders von 1600 ab immer mehr in die Leibeigenschaft herabgedrückt.

Es ist also etwas Wahres an der in letzter Stunde erwähnten Behauptung des Geschichtsprofessors Andrá. Nur hängt bei ihm die Behauptung in der Luft und ist zudem noch zeitlich in der Hauptsache falsch. Wir wollen nun versuchen, glaubhafte Gründe für die schlimmer werdende Lage der Bauern aufzudecken.

Bei der ersten Betrachtung über den Bauernkrieg stützen wir uns auf folgende Tatsachen:

1. die steigenden Preise (herrührend von den bedeutenden Silberfunden in Böhmen, Ungarn und Tirol); 2. das Lutherwort (Bestätigung für Punkt 1); 3. die dauernd sinkenden Preise beim

Zerfall Roms; 4. die steigenden Preise von 1914—23; 5. das Feudalsystem um 1500; 6. das römische Bodenrecht um 1914.

Gestützt auf diese sechs Tatsachen, die außer allem Zweifel sind, folgerten wir:

Nicht die sündhafte Luft, nicht der Übermut von Adel und Geistlichkeit erzeugten den Bauernkrieg, sondern das Wachsen der persönlichen Freiheit (Ursache im Gelde) und die bei steigenden Preisen leichter werdende Schuldenabschüttelung (Ursache im Gelde).

Diese beiden gewaltigen Vorteile heimsten aber — des Feudalsystems wegen — nur wenige ein. Die Masse der Bauern ging leer aus. Daraus entstand die Empörerstimmung. Jemand ein Anlaß kann dann diese Stimmung, die sozusagen in der Luft liegt, in eine Tat verwandeln.

Der Geschichtsprofessor Andrá behauptet, ohne irgend welche Gründe anzugeben: „Weil Adel und Geistlichkeit die Bauern immer mehr unterdrückten, deshalb empörten sie sich.“

Die wachsende Unterdrückung kam erst nach 1525, nachdem die Bauernaufstände niedergeknüppelt waren. Wer nun an dieser Stelle Moralinsäure verwendet zur Betrachtung und Erklärung geschichtlicher Ereignisse, der sagt kurzerhand: Jetzt rächten sich eben die höheren Stände. Sie zahlten den Bauern ihre Grausamkeiten, ihren Vandalismus mit Zinseszinsen wieder zurück.

Wir werden jetzt zeigen, wie haltlos und billig eine solche moralische Begründung geschichtlicher Ereignisse ist. Aus nackten Tatsachen leiten wir ab, 1. daß erst nach 1525 eine wachsende Unterdrückung der Bauern einsetzte; 2. daß die nun kommende Versklavung nichts zu tun hat mit besonderer Bosheit der adeligen und geistlichen Bodenherren; 3. daß nicht nur der Bauernkrieg — was schon die erste Stunde zeigte — sondern auch die wachsende Versklavung nach 1525 letzten Endes mit dem Geldwesen zusammenhängt.

Tatsachen zu Punkt 1.

Auf einem 83 Quadratmeilen großen Gebiet in Schlesien gab es im Jahre 1536 auf 52 Krongütern, 44 Kirchengütern und 252 Dörfern mit Großgrundbesitz noch: 5737 freie Bauernhöfe, 3869 Bauernhufe und nur 486 völlig landlose Leibeigene. Im selben Gebiete zählte man im Jahre 1581, also 45 Jahre später, nur noch 5003 Bauernhöfe, (Abnahme 734), nur noch 1949 Bauernhufe (Abnahme 1920), aber schon 3896 (Zunahme 3410) landlose Leibeigene.

Diese Zahlen stammen aus Damaskus' Geschichte der Nationalökonomie und sind ein sprechendes Beispiel für das Aufsaugen der kleinen Bodenbesitzer durch den Großgrundbesitz. Sie zeigen ferner, wie gewaltig im Zeitraum von 45 Jahren das Heer der landlosen Leibeigenen sich vermehrte. Was für dieses Gebiet gilt, läßt sich, ohne daß große Fehler entstehen, auf die ganze habsburgische Monarchie übertragen. Somit ist aus glaubhaften Zahlen Punkt 1 erwiesen.

Tatsachen zu Punkt 2.

a) Die Kaufmannsfamilie der Fugger ließ Maximilian I. (1493—1519) zu einem Kriegszuge 100 000 Gulden, natürlich gegen hohe Zinsen. b) Die Kaufmannsfamilie der Welsler in Augsburg war in der Lage, Karl V. (1519—56), auf einmal 7 500 000 Gulden vorzustrecken. c) Die Fugger waren zum Teil Eigentümer der Silberbergwerke im Val Sugana (Gardasee). d) Luzerner Kaufleute liehen einem französischen König große Summen zu 17%.

Die unter a bis d angeführten Leute — die Beispiele ließen sich sehr vermehren — würde man heute die „Neureichen“ nennen. Diese „Neureichen“ wollten natürlich den Altreichen (Fürsten, Ritteradel) in gesellschaftlicher Geltung nicht nachstehen. Es wurmte sie, nicht für turnierfähig genommen zu werden. Wie und auf wessen Kosten sie sich nun turnierfähig machten, sollen Zahlen zeigen, die wiederum aus Damaskus' Nationalökonomie stammen: Um 1400 wohnten in Augsburg 51, in Nürnberg 118 reiche Handelsgeschlechter. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wohnten in Augsburg noch 8 (Abnahme 43), in Nürnberg noch 37 (Abnahme 81) reiche Handelsfamilien. Für Freiburg i. Br., Konstanz, Basel, Straßburg läßt sich (nach Damaskus) die gleiche Veränderung nachweisen. Woher diese Abnahme? Damaskus sagt: Die Neureichen erwarben sich Ländereien, damit auch den habsburgischen Ritteradel, und schon waren sie turnierfähig. Wie mancher Bauer mußte da „gelegt“ werden! Wo ist da die besondere Bosheit von Adel und Geistlichkeit? Wie mancher Prolet mag unter den Neureichen gewesen sein? Aberhaupt: Fort mit den

Schlagwörtern für Schwäger — — Proletarier, Bürger, Kapitalist! Ein Proletarier, der Steuern zahlt, ist ein Bürger. Ein Kapitalist ist ein Prolet mit Geld, und ein Prolet ist ein Kapitalist ohne Geld. Hier mit Geld, dort ohne Geld, alles andere ist gleich.

Aber weiter. — Das Bauernlegen kam noch von einer andern Seite. Kurfürst Joachim von Brandenburg (1535—71) wollte den andern Fürsten in bezug auf glänzende Hofhaltung nicht nachstehen. Das hatte zur Folge, daß er bei seinem Tode 5 158 980 Gulden Schulden hinterließ. Diese Summe konnte aus den Bauern nicht mehr herausgepreßt werden. Die Stände mußten sie (nach Damaskhe) übernehmen. Bis jetzt hatten die Brandenburger in ihrem Interesse das Bauernlegen geahndet. Als Gegengabe für die übernommene Schuld mußte aber jetzt beim Bauernlegen ein Auge — manchmal auch alle zwei — zuge drückt werden. Joachim wird noch viele Kollegen gehabt haben, die, um mit der Mode zu gehen, in Schulden gerieten. Modenarren gibt es aber auch unter den gewöhnlichen Sterblichen. Daß letzteren meistens die Macht fehlt, ihre Schulden auf andere abzuwälzen, macht sie nicht besser. Soviel zu Punkt 2.

Um Punkt 3 sich klar zu machen, muß man zuerst folgende Tabelle ansehen:

1493—1520:	28,	1601—1620:	120,
1521—1544:	42,	1621—1640:	100,
1545—1560:	100,	1641—1660:	94,
1561—1580:	92,	1661—1680:	88,
1581—1600:	120,	1681—1700:	93.

Die dritte Zahlenreihe veranschaulicht in runden Verhältniszahlen das Steigen und Fallen der Gold- und Silberzufuhr von 1493—1700. Die Gold- und Silberzufuhr bewegte sich also von 1493—1600 im Durchschnitt in stark aufsteigender Linie. Folgen: Aufleben, Konjunktur, aus Roms Geschichte bekannt.

Von 1600—1620 folgt ein Stillstand in der Zufuhr des Währungsmetalls, was hier, wie fast immer, einem Rückschritt gleichkommt. Die Krise, die Verschärfung des Existenzkampfes nimmt schon ihren Anfang. Zu allem Unglück zeigt die Gold- und Silberzufuhr im ganzen 17. Jahrhundert das Bild einer absteigenden Linie. Für das hl. römische Reich deutscher Nation wird die Krise noch dadurch gewaltig verschärft, daß der Bergbau in Böhmen, Ungarn und Tirol nach und nach unrentabel wird (Amerika).

Landwirtschaft und Industrie müssen mit aller Gewalt versuchen, die Produktionskosten herabzudrücken, um sich über Wasser zu halten. Man erhöht die Fron, man drückt die Löhne, um noch so billige Fertigwaren zu erhalten, daß man sie dem Nachbarstaat aufhängen kann, um das Währungsmetall ins eigene Land zu locken. Die ganze Wirtschaft wird beherrscht von dem Grundsatz des französischen Ministers Colbert: „Man muß die fremden Staaten immer in dem Geldmangel erhalten, darinnen sie sind.“

Der Kampf der Staaten untereinander um das Währungsmetall — des Rückgangs der Funde wegen — sekte mit erneuter Schärfe ein um 1600, erzeugte die merkantilistischen Gedankengänge, führte mit Notwendigkeit zum Gedanken der landesfürstlichen Wohlfahrtspolizei mit der Unterdrückung jedes individuellen Handelns (Absolutismus). Daß dabei die Schwachen, die Bäuerlein, am schlechtesten weghamen, versteht sich jetzt von selbst.

Der Bauernkrieg und der nachfolgende Merkantilismus und Absolutismus eignen sich ganz besonders, der Jugend den Satz zu illustrieren: „Geld beherrscht und regiert die Welt!“ Und es läßt sich bei solcher Betrachtung der Wille wecken zu der vielleicht größten Tat der Weltgeschichte, die Schünke in seinem Buche über „Religion, Kultur und Wirtschaft“ nennt: „Die Entthronung des Geldes.“

Aus unserer Filmgemeinde.

Daß zu den modernen Lehrmitteln auch der Film — und zwar an hervorragender Stelle — zu zählen ist, kann nicht mehr bestritten werden. Nicht ganz ohne Reib sah wir daher, wie die uns benachbarte Landeshauptstadt seit Jahren sich der Einrichtung einer Kulturfilmtheater erfreut, und wie die dortigen Schulen daraus Anregung und Förderung für ihren Unterricht gewinnen. Oft regte sich in uns der Wunsch: Wenn wir das doch auch haben könnten! Ab und zu ließen wir es uns — trotz dem weiten Wege und den nicht unerheblichen Kosten — nicht nehmen, mit unseren Schülern

nach Karlsruhe zum Besuche der Badischen Lichtspiele für Schule und Volksbildung zu wandern. Das war immer ein beschwerlicher Weg. Es ging uns jedoch wie so oft im Leben: Wer eine Feinkost erst einmal versucht hat, möchte gern mehr und öfter davon haben. Und schließlich: warum sollten wir nicht auch fertig bringen, was man in der Hauptstadt zuwege gebracht hatte? Natürlich in kleinerem Maßstabe, unseren Verhältnissen angepaßt; wir brauchten ja keinen Saal mit 1400 Plätzen.

Zunächst besprachen wir den Plan in engerem Kreise, dann auch mit den Nachbarorten. Nun holten wir uns Auskunft und Rat bei der Leitung der Badischen Lichtspiele. Hier wurden alle unsere vielen Fragen gerne und bestens beantwortet. Nachdem wir so festgestellt hatten, daß und wie die Sache zu machen sei, trugen wir unsere Absicht dem Kreis Schulamte und dem Bezirksamt vor. Von beiden Stellen erfuhren wir eine tatkräftige, dankenswerte Förderung bei unserem Vorhaben. Landrat, Kreis Schulrat und Schulinspektor ließen es sich nicht verdrießen, wiederholt zu uns heraufzukommen, um an unseren Beratungen teilzunehmen. Bei einer solchen Versammlung, zu der Vertreter der Gemeinden, der Geistlichkeit und der Schulen der Nachbarorte geladen waren, zeigten die Badischen Lichtspiele in einer Mustervorführung von Filmen aus den verschiedensten Wissensgebieten, um was es sich handeln sollte. Das war notwendig. Obwohl wir hier nicht hinter dem Monde sitzen, hatte doch manche der maßgebenden Stellen und Persönlichkeiten vom Film noch nicht gar viel gesehen und zudem meist nicht gerade Erfreuliches. Mit dem guten Rufe des Filmes ist es bekanntlich nicht weit her — und nicht mit Unrecht. Es galt also, den Beweis zu erbringen, daß der Film in der richtigen Hand und am richtigen Platze sehr wohl ein vortreffliches Lehr- und Volksbildungsmittel sein kann. Die Vorführung der Badischen Lichtspiele, die Ausführungen ihrer Leiter, das Urteil der Karlsruher Behörden und unserer dortigen Kollegen und endlich die Erfahrungen, die wir selbst bei unseren Besuchen im städtischen Konzerthaus in Karlsruhe (hier finden die Veranstaltungen der Badischen Lichtspiele statt) gemacht hatten, zeigten deutlich, daß diese Ansicht berechtigt ist.

Nach mannigfachen, zum Teil recht schwierigen Beratungen und Verhandlungen — es waren viele Wenn und Aber zu überwinden — wurde am 22. November vorigen Jahres die „Film-gemeinde Reichenbach“ gegründet mit dem Zweck, Schule und Volk den guten Film zu bieten. Es war von Anfang an klar, daß ein solches Unternehmen für die Schule allein nicht durchführbar war, daß auch Veranstaltungen für Erwachsene zu billigen Eintrittspreisen angegliedert werden mußten. Dies war nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen nötig, sondern auch sehr erwünscht, weil damit ein den kleineren Orten fehlendes Unterhaltungs- und Bildungsmittel geschaffen wurde.

Als zahlende Mitglieder gehören unserer Filmgemeinde acht Gemeinden an, welche zusammen 900 M aufzubringen haben; dafür ist der Eintritt für die Schulen der beteiligten Gemeinden frei. Die Schüler der nicht angeschlossenen Orte zahlen jeweils einen Eintrittspreis von 20 Pfg. Das sind etwa 50 Prozent mehr als auf den Kopf des Schülers der Filmgemeindeglieder entfallen. Wie leicht lassen sich diese verhältnismäßig geringen Kosten aufbringen! Ein Bäumlein aus dem Walde deckt die ganzen Unkosten! Und wenn die Gemeinde auch dieses Sämmchen nicht aufbringen wollte, gibt es noch andere Mittel. Wir gaben unseren Schülern und deren Eltern eine Weihnachtsaufführung mit Gesang, Deklamation und Krippenspiel. Diese war ganz ausgezeichnet besucht; wir brauchten zur Deckung unserer Ausgaben nicht aufzufordern; spontan erklärten die Erwachsenen: Sie hatten doch sicher auch Ausgaben; veranstalten Sie doch eine Tellerlammlung! Ergebnis: 30 M freies Geld. Mit 2—3 derartigen Aufführungen sind die Kosten bestritten. Wie mancher Kollege, dessen Gemeinde sich uns nicht angeschlossen, klagte: die Eltern wollten nicht mehr Geld zur Vorführung geben! Ist aber der Eintritt für die Schüler kostenlos, so kann der Lehrer die gesamte Schülerzahl mitbringen. Die nicht besonders begüterte Gemeinde Palmbach zahlt einen Jahresbeitrag von 35 M, Ehenrot 64 M, Spielberg 81 M, Reichenbach 150 M, Langensteinbach 195 M usw. Es wird der Beitrag nach der Schülerzahl der Gemeinden bemessen. Dafür verpflichtet sich die Filmgemeinde zu 6 Vorführungen im Filmjahr, welches mit dem Schuljahr zusammenfällt.

Die „Filmgemeinde Reichenbach“ steht zu den Badischen Lichtspielen Karlsruhe, einer gemeinnützigen Gesellschaft, in einem verträglichen Verhältnis. Letztere besorgt die nach unserer Wahl ge-

forderten Filme, stellt Apparat und Vorführer, sorgt für Licht, Heizung, Saal und Verdunkelung. Daß sie dabei von den örtlichen Stellen am Vorführungsplatze bestens unterstützt werden muß, ist selbstverständlich. Wir haben die Schulen und Erwachsenen einzuladen, besorgen die Verteilung der Schulen, überhaupt den ganzen Geschäftsverkehr mit den als Besucher in Frage kommenden Stellen und erheben die etwaigen Eintrittsgelder. Von diesen gehen vorweg 10 Prozent an unsere Filmgemeinde zur Bestreitung unserer Unkosten; damit sind wir zufrieden. Den Rest erhalten die Badischen Lichtspiele, welche ja auch alle Ausgaben zu tragen haben.

Die Vorführungen finden gewöhnlich Freitags und Samstags für die Schulen, am Sonntag für die Erwachsenen statt. Bis jetzt reichten 7 Vorführungen für Schüler und 2 für Erwachsene bei jedem Film aus. Die erste Veranstaltung wurde von 1400 Schülern und 400 Erwachsenen besucht; die zweite und dritte Vorführung hatten denselben guten Erfolg. Diesen verdanken wir freilich auch der tatkräftigen und hingebenden Unterstützung lieber, vorwärtsstrebender Kollegen am Platze und in der Nachbarschaft. Ihnen sei herzlichst gedankt.

Für die Schulvorführungen ist wichtig, daß die Filme gut vorbereitet werden, und daß die Eindrücke des Filmes später in der Klasse verarbeitet werden. Das soll nun aber ums Himmelswillen nicht heißen, daß über jeden Film ein Aufsatz geschrieben werden sollte. Ja nicht; denn wir müssen den Willen zum Film in unsern Schülern erhalten. Sie sollen lernen, fast ohne es zu merken. Gehen sie einer solchen Veranstaltung mit innerer Bereitwilligkeit und mit Freude entgegen, dann werden sie ganz von selbst daraus erheblichen Nutzen ziehen. Es ist freilich erforderlich und selbstverständlich, daß der Klassenlehrer mit seinen Schülern von Anfang bis Schluß dem Film beiwohnen muß. Er soll ja die Wirkung der Eindrücke nachprüfen, ergänzen und wo nötig richtig stellen. Nur dadurch ist die sichere Gewähr gegeben, daß Unverständenes geklärt, Verstandenes aber zu sicherem Wissen vertieft wird.

Wir haben bei Vorführungen jeweils gebeten, man möge uns sachliche Beurteilungen einsenden, damit wir daraus lernen und Wünsche berücksichtigen können, soweit dies eben möglich ist. Mancher Wunsch ist freilich nicht erfüllbar. So gibt es vorläufig noch lange nicht über jedes Thema einen Film und auch vorhandene Filme sind nicht immer zu bekommen. Häufig hört man, der Film möge langsamer laufen. Viele meinen, daß das ganz und gar in der Hand des Vorführenden liege; das ist unrichtig. Gewiß kann dieser seine Maschine schneller oder langsamer laufen lassen; das macht aber nur wenig aus. Meist liegt die Schuld daran, daß man zu wenig Aufnahmen gemacht hat. Warum sind oft die Titel so zahlreich und so lang? Da hat fast immer der Moloch „Geld“ seine Hand im Spiel; da hat man am unrechten Fleck gespart. Wir Erwachsene dürfen freilich auch nicht unseren Maßstab ohne weiteres für richtig halten. Das Kind und der Unbelesene brauchen viel länger, um sich durch einen Titel durchzuarbeiten; aber auch für ihn muß die Titellänge ausreichen.

Es gibt viele brauchbare, viele ganz vorzügliche Filme; aber das letzte Ideal ist das bewegte Bild von heute noch durchaus nicht; das Vollkommene ist noch nicht erreicht. Gerade der Kulturfilm findet sehr schwer sein Fortkommen, so daß schon wiederholt die Frage auftaucht: Verschwindet der Kulturfilm? In erheblichen Teilen der Filmindustrie würde man dies nicht ungern sehen; denn er bringt wenig oder mindestens weniger ein als der Sensations- und Schundfilm, und er macht diesem doch eine nicht unerhebliche Konkurrenz. Nur wenn das heute Vorhandene benützt wird und sich schließlich bezahlt macht, kann man von der Industrie erwarten und verlangen, daß sie mehr und Besseres herstellt; nur dann kann der Kulturfilm, an dem heute doch viele ernst denkende, geistig hochstehende und mit bestem Willen besetzte Menschen hingebungsvoll arbeiten, sich entwickeln und allmählich zu einem vollwertigen, ja unübertrefflichen Lehr- und Volksbildungsmittel werden. Daran mitzuarbeiten ist Pflicht und Aufgabe aller Gebildeten, in erster Linie aber der Lehrenden, nicht daß man uns einmal mit Recht den Vorwurf machen kann, wir hätten versagt, als es galt, ein neuzeitliches hervorragendes Hilfsmittel des Unterrichts und der Erziehung lebensfähig zu machen.

Es wäre darum wichtig, daß überall, landauf, landab, durch Schaffung von Filmgemeinschaften, ähnlich der unsern, dem guten, anständigen und volksbildenden Film der Weg bereitet würde. Wie leicht könnten sich allein in unserm Amtsbezirk Ettlingen fünf

bis sechs solcher Filmgemeinden bilden! Freilich gehört Idealismus dazu, die Vorarbeiten und die Leitung dieser Unternehmungen zu übernehmen, und es erwächst einem allerlei Arbeit damit, auch manche Enttäuschung bleibt nicht erspart, und mancher nicht verdiente „Hieb“ fällt dabei ab. Aber diese Arbeit bringt auch Befriedigung, reiche Anregung, viel Interessantes. Ihren besten Lohn trägt sie in sich selbst; denn die Förderung der uns anvertrauten Jugend, das Wohl der Schule, das Wiederaufblühen des Vaterlandes, das sind doch Ziele, denen wir unsere Lebenskraft gewidmet haben, und dazu scheint uns auch der von uns gewählte Weg nützlich zu sein.

Mögen diese Zeilen eine Anregung geben, daß man sich auch anderorts mit der Frage der Bildung von Filmgemeinden befaßt. Wir in Reichenbach wie auch die Leitung der Badischen Bildstelle in Karlsruhe werden gern solche Pläne mit Rat und Tat unterstützen.

A. Heilig, Reichenbach, Amts Ettlingen.

Die Heimatkunde im Wandel der Zeit.

Eine arbeitsschulmäßige Betrachtung von Frh Leonhardt, Mannheim-Feudenheim.

Von allen Unterrichtsgebieten hat wohl keine eine größere Umgestaltung erfahren als gerade die Heimatkunde, insofern nämlich, als sich in ihr grundsätzliche Änderungen vollzogen haben. Handelt es sich hierbei doch nicht bloß um einen erweiterten Aufbau, sondern um einen vollständigen Umbau. Man geht sogar nicht fehl, wenn man von einem Neubau von Grund aus spricht!

Dazu als Wesentliches zur Begründung: der „Anschauungsunterricht“ der alten Schule nahm zu den übrigen Lehrfächern eine gleichwertige Stellung ein. Er galt als Fach, wie jedes andre. Nun geht die Meinung, daß gerade dies der Gradmesser seiner Wertschätzung auch schon in früherer Zeit gewesen sei. Daß also in dieser selbständigen Stellung schon seiner eigentlichen Bedeutung hinlänglich Genüge getan worden wäre. Das mag auf den ersten Blick bestechen. Wer aber einmal die Zusammenhänge in ihrem Innern erschaut und erlebt hat, wird allerdings zu gegenständlicher Ansicht kommen. Gewiß liegt in der selbständigen Führung einer Unterrichtsdiziplin immer ein Wertmaß verborgen. Allein das genügt doch noch nicht, sie damit in blühendes Leben zu tauchen!

Wir sind vielmehr der Ansicht, daß gerade in der allzu selbständigen Führung eines jeden Faches immer eine große Gefahr liegt. Und muß uns hier nicht die Realität der Tatsachen Recht geben? Schauen wir uns einmal die Heimatkunde in ihrem alten Gewande etwas näher an. Aus Urteilen aus Kollegenkreisen und aus unsrer eignen Praxis wissen wir, daß wohl kein Fach von der Mehrheit der Lehrenden so ungern gegeben würde wie Heimatkunde. Die Ursache davon ist zweiseitig. Zunächst er mangelt es in diesem Fach vor allem (ich habe hier im besonderen Mannheimer Verhältnisse im Auge) an einer genügenden Stoffsammlung, einem wirklichen Heimatbuche! Zum andern aber liegt die Unerspriechlichkeit dieses Unterrichtszweiges in ihm selbst! Und damit kommen wir wieder auf das eingangs Erwähnte zurück. Und dies das Urteil: Die Selbständigkeit des Faches bedingte gerade seine Unfruchtbarkeit! Liegt darin aber nicht ein gewisser Widerspruch in sich? Klärung kann uns nur die Gegenfrage bringen: Wie ist dieser Unterricht bislang erteilt worden? Dazu die Antwort: Er hat seine Selbständigkeit dazu benützt, ein Eigenbrödlerei zu sein. Als solcher ging er seine besonderen Pfade, unbekümmert um seine ihm nachbarlich gelagerten anderen Gebiete. Wollte sich eine derselben einmal erdreissen, über seine luftdicht abgeschlossene Mauern zu blicken — dann wehe! „Bei geschlossener Schranke — halt!“ stand gefahrdrohend am Tore. Und so ging auch das Leben kopfschüttelnd daran vorbei! Dazu kam noch, daß fast alle Stoffe ziemlich abseits von den übrigen lagen und somit jede Brücke von einem zum andern fehlte. Das ist in kurzen Zügen das Unzugängliche der bisherigen Heimatkunde.

Wie hat sich nun der heimatkundliche Unterricht der Arbeitsschule einzustellen, damit er dies Grundübel beseitige? Hier die Antwort:

Die Heimatkunde hat sich ihrer einsiedlerischen Selbstherrlichkeit zu entkleiden und muß Führerin zu neuem Leben werden.

d. h. in der neuen Schule nimmt die Heimatkunde der Grundschule eine allseits beherrschende Stellung ein. Sie ist neben Führerin zugleich eine unergründliche Stoffquelle für alle übrigen Unterrichtsfächer. Mit einem zum Erfah verflachten Naturgeschichtsunterricht oder einem schwachen Abguss geographischen Geschehens hat sie fortan nichts mehr zu tun. Sie will und muß vielmehr die Kinder in ihrer gesamten Umwelt heimisch machen. Daher doch wohl ihr Name. Dies kann aber nur geschehen, indem sie alle Eindrücke derselben sammelt, sie durch selbsttätiges Beobachten, Untersuchen, Versuchen, Vergleichen, Darstellen und Beurteilen zu klären und zu vertiefen sucht und hernach alle Empfindungen, Willensregungen und Erlebnisse in eigene Worte kleiden läßt. Ihr Ziel ist demnach nicht Stoffübermittlung, sondern Sinnesschärfung, das will sagen: Entwickeln aller Anlagen und Kräfte des Kindeswesens.

Soviel zum Grundfächlichen der Heimatkunde. Nun noch ein Kurzes über die neue methodische Einstellung. Die Form der Behandlung ist die entwickelnd-darstellende Methode. Sie hat den Zweck, das Kind zu eindringlicher geistiger Arbeit heranzuziehen. Darum gibt sie nicht, was das Kind aus seiner Erfahrung heraus selbst finden kann. Sie leitet es nur dazu an und sorgt dafür, daß sich seine Gedankengänge nicht ins Uferlose verlieren, sondern gegenständlich bleiben. So bezweckt die neue Lehrweise die Entwicklung des tatsächlichen Geschehens aus dem Kinde heraus. Der Lehrer tritt dabei möglichst in den Hintergrund. Er ist gewissermaßen nur Spielleiter — Darsteller ist das Kind. Es hat das Tatsächliche selbst zu konstruieren, die Geschichte selbst zu erfinden. Dazu ist aber nötig, daß das Kind selbst an die Dinge herankommt. Die reale Anschauung gibt mithin der Heimatkunde die richtige Grundlage. Deshalb muß als oberster Grundsatz aufgestellt werden: Nicht Hereintragen des Stoffes in die Schule, sondern hinaus mit dem Kinde zum Stoff! Kommen uns dabei nicht zwei unscheinbare Wörtlein des deutschen Sprachschazes in den Sinn? Das eine ist erfassen, das andere begreifen. Nun also: die Dinge müssen „erfaßt“ und „begriffen“ sein. Das allein gibt brauchbare Vorstellungen.

Wie gestaltet sich demnach eine Unterrichtseinheit im Sinne der neuen Schule? Tatsache ist, daß das Kind im 1. Schuljahr zu mehr phantastemäßiger Umgestaltung der Naturdinge drängt, daß aber das Kind der 2. Klasse sich schon der sachlichen Auffassung nähert. Indessen kommt es auch auf dieser Stufe über eine Annäherung noch nicht hinaus! Wir können daher in diesem Alter noch nicht die nackten Tatsachen sprechen lassen. Vielmehr müssen wir hier noch vielerorts die Personifikation zu Hilfe nehmen. Gleichzeitig müssen wir dem Kinde Gelegenheit geben, sich über Selbsterlebtes zu äußern. Darin liegt ja gerade das Belebende für unsre Heimatkunde. Folglich keine dürre Beschreibung, sondern lebensvolle Gestaltung. Darum keine Einstellung auf Einzelobjekte, sondern auf Gruppen, Lageverhältnisse, Lebensgemeinschaften.

Während nun die Heimatkunde des 1. und 2. Jahres mehr allgemein unterrichtenden Charakter hat, wird sie im 3. Schuljahr in steigendem Maße Vorbereitung für den erdkundlichen, naturkundlichen, geometrischen und geschichtlichen Unterricht. Muß doch in diesem Jahre für die Fächer der Grund gelegt werden. Wie das erreicht wird? Einfach durch persönliche Beobachtungen und Darstellungen des täglichen und jährlichen Sonnenlaufs, des Mondwechsels, der Bodenverhältnisse, der Gewässer, der Witterungserscheinungen und des Klimas. Plastisch treten dann diese Sammelerfahrungen am Sandkasten, in Ton oder Plastilin zutage, wobei die Kinder das zunächst geistig Erlebte körperhaft nachbilden. So erwachsen aus der Ausführung des Planes vom Schulhaus und seiner Umgebung, des Wohnortbildes usw. die ersten geographischen Grundbegriffe. Die Erforschung des Lebens und Baues der Pflanzen und Tiere gibt die Grundlage zur Naturgeschichte, die Betrachtung und Darstellung von Geräten und Maschinen die des Physikunterrichts. Durch Erfassung und Darstellung von Formen und auch frühzeitigen Gebrauch des Maßstabs im Unterricht wird ferner die Geometrie vorbereitet, und endlich führen Betrachtungen über die Entstehung unserer Werkzeuge und Gerätschaften, sowie Erkunden von heimatlicher Sage und Geschichte auch zur Begründung der Kulturkunde und des Geschichtsunterrichts.

So betrachtet erscheint die Heimatkunde, bildlich gesprochen, als Polyp, der seine Arme nicht nur tastend in alle andern Fächer erstreckt, sondern sie tatsächlich aufsaugen muß. Es kann daher

gar nicht anders sein, als daß sie auch hinderspielt in den Deutsch-, Rechen- und Gesangunterricht. Gerade das gilt uns ja als Hauptgrundsatz, daß die Heimatkunde der Nährboden für alle andern Fächer abgibt. Aus ihr heraus muß zwanglos der Quell für das ganze unterrichtliche Geschehen fließen. So aber kommen wir zur idealsten Unterrichtsform, dem Gesamtunterricht, der das Kind in seinem ganzen Wesen erfasst und es nimmer losläßt.

Vorstehende Ausführungen wollen und sollen daher unter keinen Umständen eine Kritik darstellen, vielmehr in objektiver Betrachtungsweise dartun: die Heimatkunde im Wandel der Zeiten.

Die Farblichtmusik.

Wir leben im Zeitalter der revolutionären Neuerungen. Auf allen Gebieten der Kunst, so auch auf dem der Musik, versucht man neue Ideen einzuführen. So kam der russische Komponist A. Skrjabin auf den Einfall, Farben und Töne derart miteinander zu verbinden, daß sie die Grundlage für eine völlig neue Kunstgattung, für die Farbenmusik bilden können. Skrjabin fordert für sein großes sinfonisches Orchesterwerk „Prometheus“ die Verwendung eines „Lichtklaviers“ (Clavier à lumiere). Durch Erzeugung wechselnder farbiger Beleuchtungseffekte sollten die musikalischen Empfindungen durch ganz bestimmt vorgeschriebene Farbenverwendungen verstärkt werden. In seinem Musiksalon führte Skrjabin vor geladenen Gästen den „Prometheus“ auf. Er selbst bediente ein zur Probe hergestelltes „Lichtklavier“, während der Moskauer Pianist Sabanejew den musikalischen Teil am Flügel zu Gehör brachte. Augen- und Ohrenzeugen berichten von „ebenso neuen und eigenartigen als stimmungstiefen“ Eindrücken, welche diese mythische Kombination von Farben- und Töneffekten bei ihnen hinterließ.

Prof. Dr. Hennig bezeichnet vom rein künstlerischen Standpunkt aus die Verwendung eines Lichtklaviers als eine „interessante und geistreiche Verirrung, die mit musikalischer Kunst genau so wenig zu tun hat, wie die Verwendung bengalischer Beleuchtungseffekte am Rheinfalle, an den Kreideseffen von Stubbenkammer usw. etwas mit Naturgenuss zu tun hat.“ Auch ich stelle mich auf diesen Standpunkt. Psychologisch ist der Einfall Skrjabins jedenfalls sehr interessant und lehrreich, ob aber künstlerisch wertvoll, ist eine andere Sache. Die bekannte Serpentinanzlerin Loie Fuller paßte sich in der jeweiligen Beleuchtung ihres Gewandes den von der Begleitmusik in ihr hervorgerufenen Farbenempfindungen an. Wie Skrjabin und Fuller fühlen viele andere, sofern musikalische Eindrücke an ihr Ohr gelangen, mehr oder weniger intensive Farbempfindungen. Sie glauben, daß das, was sie selbst so stark fühlen, allen anderen Menschen ebenso zum Bewußtsein kommen müsse. Darin täuschen sie sich jedoch mächtig. In Wahrheit handelt es sich doch um nichts anderes, als um rein individuelle harmlose Empfindungen zwischen Gehörs- und Gesichtssinn. Es ist durchaus keine Neuerscheinung, daß sich Gehörreize in den Gesichtssinn übertragen. Jedoch wird jedes Individuum musikalische Eindrücke in seiner Weise ins Visuelle überetzen. Ein Farbenklavier wird aber nur die persönlichen Farbenempfindungen des Komponisten wiedergeben, niemals allen gerecht werden. Wenn jeder seine persönlichen Empfindungen als maßgebend betrachtet, so ist eine Verständigung nicht möglich. Jeder hat andere Farben für die Tonarten, für die Einzeltöne oder für die Klangfarben der Instrumente. Vergleichen wir die Farbenempfindungen Skrjabins mit denen eines anderen berühmten russischen Komponisten Rimsky-Korsakow, so finden wir, daß ein Rimsky-Korsakow-Lichtklavier ganz andere Lichteffekte für dieselben Musikstücke vorschreiben würde als das Skrjabin'sche.

Skrjabin indentifiziert z. B. folgende Tonarten und Farben miteinander:

C-Dur: rot	Fis-Dur: grell-blau
G-Dur: orange-rosa	F-Dur: rot
D-Dur: grell-gelb	B-Dur: metallisch glänzend
A-Dur: grün	Es-Dur: desgl. stahlfarbig
E-Dur: weißlich-blau	As-Dur: Purpurviolett
H-Dur: desgleichen,	Des-Dur: violett.

Die Farbenempfindungen Rimsky-Korsakows seien nun zum Vergleich angeführt:

C-Dur: weiß	Fis-Dur: graugrün
-------------	-------------------

G-Dur: hell-goldbraun	F-Dur: grau-grün
D-Dur: sonnig-gelb	B-Dur: dunkelgrau bis blau
A-Dur: rosa	Es-Dur: dunkelgrau bis blau
E-Dur: glänzend saphirblau	As-Dur: grau-violett
H-Dur: metallisch-stahlblau,	Des-Dur: dunkel, warm gefönt.

Würde man noch weitere „Synoptiker“ befragen, so wird sicherlich jeder andere Farben sehen und verlangen. Sehr oft wird Weiß beim Hören von C-Dur empfunden. Desgleichen findet man oft eine Identifizierung des Rot mit E-Dur, des As-Dur mit violett. Sehr schwer festzustellen wird immer sein, ob die Farbe wirklich gesehen oder nur vorgestellt worden ist. Prof. Carl in Laufanne berichtet von sich, daß er beim Hören der „Freischütz-Duvertüre“ oder dem Schlußsatz von Beethovens Fünfter Sinfonie (beide in C-Dur) so stark das Weiß empfand, daß er die Augen schließen müsse, um von dem Glanz nicht geblendet zu werden.

Wie schon gesagt: der Fehlschluß der Synoptiker besteht darin, daß sie glauben, ihre eigenen Empfindungen müßten bei jedermann eine Selbstverständlichkeit sein. Ich möchte noch über die farbige Mitempfindung von einigen ganz bedeutenden Musikern einige Worte sagen: Franz Liszt soll oft zu den Musikern in einer ihnen unverständlichen Weise gesprochen haben, z. B. „Ich bitte meine Herren, ein bißchen blauer, wenn es gefällt; diese Tonart erfordert es;“ oder „das ist ein tiefes violett — ich bitte, sich darnach zu richten. Nicht so rosa!“ Robert Schumann, eine sehr empfängliche Natur, rezensierte eine Sammlung von Lickschen Kompositionen in folgender Weise: „Die hervorstechende Farbe der ganzen Sammlung ist überhaupt ein gemüthliches Blau; nur selten nimmt er grellere grauer zu seinen Schattierungen.“ Meyerbeer äußerte, einige Akkorde in „Lützows wilder Jagd“ von Weber seien „purpurn“.

Hans von Bülow, Joachim Raff, Schubert, wahrscheinlich auch Beethoven, Wagner haben sicherlich Farben mit musikalischen Eindrücken verbunden. Daß Schubert gewisse Töne farbig empfand, beweisen die beiden Lieder „Die liebe Farbe“ und „Die böse Farbe“ aus den Müllerliedern. Im ersten Lied erscheint vom Anfang bis zum Schluß in Sechszehnteln die Dominante Fis der Originaltonart H-Moll. Schubert empfand wahrscheinlich den Ton Fis als Grün, als die „liebe Farbe“. Im zweiten Lied erklingt abermals acht Takte lang das Fis; hier die „böse Farbe“, womit ebenfalls das Grün gemeint ist. Sollte dies ein Zufall sein? Für denjenigen, welcher mit der Psychologie der Mitempfindungen vertraut ist, wird die obige Deutung keinen Zweifel zulassen.

Bemerkenswert ist, daß auch eine große Anzahl Dichter, so Hoffmann, Heine, Tieck, Moerike, Ganghofer u. a. musikalische Reize in Farben visuell umdeuten. Bei Tieck können wir lesen: „Der Geist der Flöte ist himmelblau und führt dich in die blaue Ferne, die Violine zeigt funkelnde Lichter und durchschimmernde Farben, die in Regenbogen durch die Luft ziehen. Die roten Scheine zucken und spielen hinauf und hinab.“

Ganghofer erzählt in seinen autobiographischen Erinnerungen von Kindheitseindrücken beim Orgelspiel:

„Wenn Herr Kerler mit wechselnden Tonarten phantasierte, bekam oft plötzlich die ganze Kirche vor meinen Augen eine intensive, einheitliche Farbe; alles erschien mir rot oder ähren gelb oder in prachtvollem Blau. Das dauerte immer nur wenige Sekunden und verschwamm dann wieder. Meistens sah ich nur eine einzige Farbe, und wenn sie zerfloß, blieb alles so, wie es in Wirklichkeit war. Doch manchmal — wenn die Tonart, während ich eine Farbe sah — mit raschem Übergang wechselte — verwandelte sich diese Farbe ebenso rasch in eine andere, die noch stärker leuchtete. Das war immer so namenlos schön, daß mir ein süßer Schauer durch Herz und Sinne rieselte.“

Es gibt Leute, welche den Hauptreiz der Musik nur in diesen farbigen Eindrücken erblicken und es kaum für möglich halten, daß nicht jedermann diese Empfindungen haben soll. Andere, welche keinen Sinn für diese Mitempfindungen haben, erblicken in diesen mehr oder weniger starken Farbgefühlen ein erstes Vorzeichen einer geistigen Erkrankung.

Gottfried Keller hat dieses Thema in seiner Novelle „Der Landvogt von Dreifensee“ verwerlet. Er erzählt von Landvogt Landolt, wie er als Maler seiner Braut eines seiner Gemälde erläutert: „Vor einem Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührotes mit dem Schein des untergehenden Mondes vor sich ging, erzählte Landolt, wie früh er eines Tages habe aufstehen müssen, um diesen Effekt zu belauschen, wie er denselben aber doch

ohne Hilfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte. Lachend erklärte er die Wirkung solcher Musik, wenn es sich um die Mischung delikater Farbtöne handelt, und er ergriff das kleine Instrumentchen, setzte es an den Mund und entlockte ihm einige zitternde, kaum gebauchte Töne, die bald zu verklingen drohten, bald jart anschwellend ineinander flossen. „Sehen Sie,“ rief er, „das ist jenes hechtgrau, das in das matte kupferrot übergeht auf dem Wasser, während der Morgenstern noch ungewöhnlich groß funkelt! Es wird heute in dieser Landschaft regnen, denk ich!“

Während Landolt bei seiner Braut diese optischen Empfindungen ohne weiteres voraussetzt, erblickt die Braut in diesen ihr unbegreiflichen Äußerungen das Zeichen einer Gemütskrankung, was sie veranlaßt, die Verlobung aufzuheben.

Ist es nicht eigentümlich, daß ein Geiger zum Stimmen seines Instrumentes kein anderes Hilfsmittel als die feinen Farbtöne, welche jeder Ton in seinem Empfinden hervorruft, benötigte, daß ein Sänger als einziges Hilfsmittel, um nicht zu intonieren, seine Farbenwahrnehmungen an der Hand hatte, daß ein Frankfurter Herr, der nicht über ein absolutes Gehör verfügte, auf Grund seiner Farbenempfindungen Tonarten unbekannter Musikstücke richtig angeben konnte? Daß es sich dabei nicht um psychologische, willkürliche Deutungen, sondern um zwangsläufige Vorgänge handelt, dürfte damit bewiesen sein, daß dieselben Töne und Tonkombinationen stets die gleichen Farbenempfindungen hervorrufen. Ganghofer schreibt in seinen schon vorstehend erwähnten autobiographischen Erinnerungen:

„Wenn ich Wagners ‚Rheingold‘ höre, kommt immer ein Augenblick, in dem das ganze Bild der Bühne für mehrere Sekunden von einem brennenden Goldgelb überflossen wird. Und spiele ich mit meinen Kindern das erste Trio von Haydn, so erscheint mir das Notenblatt gegen Ende des ersten Satzes in einem matten rot-violett, das sich, wenn wir ohne Unterbrechung gleich das Adagio cantabile beginnen, in ein tiefes Stahlblau verwandelt. Im Allegro non troppo der C-Moll Sinfonie von Brahms, die ich bis jetzt drei- bis viermal hörte, sah ich jedesmal das gleiche Scharlachrot.“

Auch Friedrich Gerstäcker befaßte sich in seinem Roman „Der Kunststreiter“ mit diesem Problem. Ein alter Mann empfindet das Singen der Vögel farbig und äußert sich folgendermaßen:

„Die Grasmücke singt rot, aber kein brennendes schmerzliches Rot wie der Kanarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlich gestirnten Himmel habe Strahlen aufleuchten sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau-dunkelblau wie der Nachthimmel selbst, daß man die beiden kaum voneinander unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle Korngelb der reifen Ähren, das Rotschwänzchen ein allerliebste blaüliches Grün, die Schwalbe weiß, der Ruffhäger, der spöttliche Gefell, ein tiefes Schwarz, ich mag den geschwähigen, hirnlosen Burschen auch deshalb nicht besonders leiden; die Drossel singt dunkelgrün, und fast alle Farben finden sich unter den Sängern des Waldes, alle mit ihren leisesten Schattierungen, nur nicht hellblau. Kein Vogel, und das ist, worüber ich schon oft und lange nachgedacht, singt hellblau, und nur ein einziges Mal, und zwar eine einzige Nacht, habe ich eine Nachtigall gehört, die hellblau sang, und das war das schönste Himmelblau, das man sich nur denken kann.“

Dies ist eine reine Gefühlsschilderung und kein Verlangen zur Beipflichtung. Der französische Musikhistoriker Brunnau behauptet einmal: „Jedermann hat bemerkt, daß die Oboe grün, die Posaune rot ist, tatsächlich ein gewaltiges Gemälde mit tausend schillernden Farben, jedes Instrument hat seine besondere Farbe.“ Hinter diese Behauptung möchten wir doch ein großes Fragezeichen setzen.

Seit 1873 beschäftigt sich die Wissenschaft mit dieser Frage. Ruffbaum war der erste, welcher diesen Gegenstand wissenschaftlich behandelte. Eine stattliche Reihe bedeutender Gelehrter setzte sein Werk fort, so: Galton, Bleuler, Lehmann, Fehner, Wundt, Fluornoy, Cozane, Favre, Hennig, Wollasthek, Langenbeck, Kaff, Wehofer, Kati Loh, von Riesenmann und Dauffenbach.

Den Versuch, die Theorie in Praxis umzusetzen, unternimmt in der neuesten Zeit der berühmte ausgezeichnete Pianist Alexander Laszlo, der seine Pläne in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ in knapper Weise der Öffentlichkeit bekannt gab.

Er schreibt u. a.: „Wenn wir heute alle Bemühungen um die Farben- und Tonparallele bis in die fernsten Anfänge zurück verfolgen, muß uns auffallen, daß neben den Physikern, Gruppen von Philosophen und Malern, aber nur recht wenige Musiker an der

Arbeit waren. Alle Forscher gingen darin einig, daß eine Verbindungsmöglichkeit zwischen Farben und Tönen besteht, und wunderten sich nur, daß bis heute eine verwirklichende Lösung durch Musiker und Maler nicht gefunden wurde. Die Theorie ist eben hier mehr als anderswo das Fangeisen gewesen, in dem die Praxis zugrunde ging. . . . Was ist das Ziel? Nicht: Farbe und Ton als Produkt wissenschaftlicher Forschung, sondern die Malerei und die Musik als Künste miteinander zu verbinden. Die Hemmung einer solchen Verbindung liegt darin, daß die Malerei, das Bild, eine unzeitliche, die Musik dagegen eine zeitliche Kunst ist. Das Bild ist dem Beschauer sofort in seiner ganzen Ausdehnung faßlich, wogegen sich das Tonstück dem Hörer innerhalb der Spieldauer erst offenbart. Deshalb können zwei Wege zum Verbinden der beiden Künste eingeschlagen werden: der zeitliche und der unzeitliche. Bei diesem erscheint das Bild unbeweglich, einmalig, ebenso ertönt die Musik mit einem Akkord, unbeweglich, ohne Rhythmus, es erklingen die gehaltenen Töne, die nur für dieses Bild geschaffen wurden. Oder aber, statt dieser Umgestaltung der zeitlichen Musik in eine unzeitliche Kunstgattung können wir Farben und Formen der unzeitlichen Malerei entnehmen, sie umformen, und schon erscheint das zeitlich sich abwickelnde, abstrakte, malerische Produkt, das mit der abstrakten Musik eine Parallele bildet."

Alexander Laszlo baute die Farblichtmusik auf der letztgenannten Basis auf. Er ging von dem Grundsatz aus, daß das menschliche Ohr durch mehrtausendjährige Gewöhnung dahin gelangt sei, Töne und Geräusche von Jahrhundert zu Jahrhundert mit immer größerer Schnelligkeit aufzunehmen, zu hören, und daß demgegenüber das menschliche Auge auf den schnellen Wechsel der Farben nicht eingestellt sei, und daß eine ebenso lange Zeit der Gewöhnheit durch Vererbung notwendig sei, um die Schnelligkeit mit dem Auge zu erfassen, zu sehen — Tatsache werden zu lassen. Die Theorie, eine Farbe gegen einen Ton zu setzen, kann in der Farblichtmusik nicht in die Praxis umgesetzt werden. Um eine Farbe dem Empfänger nahe zu bringen, müssen als Harmonie oder Melodie oder als Harmonie und Melodie Töne erklingen.

Laszlo hat sich nach ungeheuerem Mühen der Verwirklichung einer Farblichtmusik allen Ernstes genähert; denn er wird noch im Laufe dieses Jahres bei Breitkopf & Härtel gemeinsame Kompositionen von Musik und zeitlicher Malerei (Kunstmalers Matthias Holl) erscheinen lassen.

Ferner hat Laszlo ein Instrument, das die malerischen Produkte in parallelem Ablauf mit der Musik durch additive und subtraktive Projektion wiedergibt, bereits selbst konstruiert und mit großem Erfolg schon ausprobiert. Weiter hat Laszlo ein Notensystem, welches das Abspielen der Farblichstücke auf diesem Instrument ermöglicht, aufgestellt. Die Notierung der Farblichstimmen ist in jeder Komposition partiturmäßig aufgenommen. Sie ermöglicht eine genaue rhythmische, dynamische und wechselfarbige Abwicklung durch den Spieler, der ganz unabhängig von dem Ausführenden des musikalischen Teiles bleibt.

Zur Einführung und weiteren Verbreitung der Farblichtmusik werden Laszlo's Orchester- und Klavierabende der nächsten Saison auf farblichtmusikalische Konzerte umgestellt. Es werden Werke aufgeführt, in welchen das Farblich in paralleler und solistisch-konzertanter Verwendung erscheint.

Die Farblichtmusik muß allen Idealen, welche an dieses Problem gestellt werden, gerecht werden. Wie weit sie sie heute schon zu erfüllen vermag, müssen die öffentlichen Aufführungen beweisen.

Mit diesem Aufsatz glaube ich die Leser mit dem Problem der Farblichtmusik bekannt gemacht zu haben. Es wäre noch viel zu sagen, doch würde es im Rahmen eines Aufsatzes zu weit führen.
Georg Engelhard, Konstanz.

Rundschau.

„Auf dem Weg zum Völkerfrieden. Das große französische Lehrer- und Lehrerinnenyndikat, das 90 000 Mitglieder zählt, hat an alle Lehrkräfte des Landes eine Liste von Schulbüchern versandt, die um ihres nationalistischen Geistes willen, und des Hasses, der darin gepredigt wird, aus allen öffentlichen Klassen Frankreichs verbannt werden sollen.

Man kann sich dieser Tat der französischen Lehrerschaft sicher nur freuen. Sie war bitter nötig. Die Carnegie-Stiftung veröffentlichte vor drei Jahren eine „Enquête sur les livres scolaires d'après guerre“. Was darin über die Schulbücher Frankreichs,

Belgiens, Deutschlands, Österreichs, Englands, Italiens und des Balkans mitgeteilt wird, ist z. T. Entsetzen erregend. Zwei Beispiele aus Lehrbüchern Frankreichs mögen das beweisen und das Erfreuliche an der Tat der französischen Lehrer illustrieren. In einem „Les lectures des petits“ betitelten Buche einer gewissen Mme. Dès, das in 410 000 Exemplaren verkauft wurde, spricht eine Mutter folgendes zu ihrem Söhnchen:

„Ils ne respectent rien, les misérables. Ils ont tué des enfants, des femmes, des vieillards; ils ont achevé nos blessés, ils ont incendié les maisons de nos villages, ils ont bombardé nos hôpitaux, nos ambulances; ils ne reculent devant aucun crime pour nous faire le plus mal. — N'est ce pas, mon fils, me dit ma mère en me regardant au fond des yeux, que tu n'oublieras pas tous ces crimes? — Je te le promets, ma mère.“

Wahrhaftig, Kinder, denen man solche Bücher in die Hand gibt, können einem leid tun. Aber auch für die Kinder höheren Alters hat diese merkwürdige Frau Dès ihr Gift bereitet, das sie ihnen in dem Buche „Jean et Lucie“ unter dem Deckmantel „objekter“ Geschichtsschreibung einträufelt:

„François-Joseph, redouter de verser le sang! Mais Néron était moins féroce que lui! Son long règne, de cinquante-huit ans déjà, s'est passé à persécuter les uns après les autres les différents peuples qui composent son empire. Il gouverne par la prison et la potence, et jamais souverain n'est baigné dans de pareils flots de sang, n'a tant usé du mensonge et des faux. Ah! ils sont bien alliés, lui et Guillaume! Malheureuse Serbie!“

Daß nicht nur in Frankreich eine gründliche Reinigung der Schulbücher vorgenommen werden sollte, sondern auch in allen anderen Staaten, geht aus der Publikation der Carnegie-Stiftung ohne weiteres hervor. Ein Beispiel aus einem deutschen Lesebuch für höhere Mädchenschulen möge als Gegenstück hier angeführt sein: Der Abschnitt stammt aus einem Kapitel, betitelt „Der Kern des modernen Staates“.

„Der Staat ist nur für den Krieg da. . . Der Krieg ist keine zerstörende Macht, im Gegenteil eine aufbauende, der die Gesellschaft aufbaut. Ohne Krieg würde das soziale Gebäude der Gegenwart gar nicht bestehen, so wenig wie die Autoritäten, das Recht, das Volk im gegenwärtigen Sinne dieser Worte. Man hat gefragt, ob der Krieg sich vom christlichen Standpunkt aus rechtfertigen lasse. Was wir soeben sagten, genügt als Antwort. Wenn man eine Antwort will, ist auch der Krieg notwendig. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Unter den Dingen, die ihm gehören, ist auch der Krieg, denn der Kaiser ist da für den Krieg. Die Idee der Macht gebiert die militärische Macht, dann soll man sich nicht wundern, daß der Staat ein militärischer Staat ist: das ist, was er vor allem sein soll.“

Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Sicher geht aus ihnen hervor, wie nachahmenswert das Vorgehen unserer französischen Kollegen ist. Denn wenn wir alle nicht ganz bewußt allen Unterricht im Sinne der Völkerveröhnung gestalten, rennen wir einem neuen Abgrund entgegen. Und ich glaube fast, auch wir schweizerischen Lehrer hätten hier noch dies und das zu lernen.“

W. Sch.

(Schweizer Lehrerztg.)

Daß ein solcher Leimsud von Staatsphilosophie in einem deutschen Lesebuch steht, ist eine Bildungsschande. (Vom Stil soll nicht geredet werden; die Stelle ist offenbar rücküberseht.) Immerhin: wenn man mit dem satanischen Kinderseelenvergiftungsversuch des französischen Buches diese deutsche Tölperei als schlimmste Auswahl vergleicht, so darf man schon nicht mehr von gleich unwertem „Gegenstück“ reden. Verdorbenheit und Dummheit ist immer noch ein Unterschied.

Auch eine Rechtfertigung. In der Schrift „Lehrerbildung und Sozialdemokratie“ (ein Beitrag zum Badischen Lehrerbildungsgesetz von Adam Kemmele, Minister des Kultus und Unterrichts. Druck und Verlag „Freie Presse“, Pforzheim), in der Minister Kemmele seine Schulpolitik in Sachen der Lehrerbildungsfrage zu rechtfertigen versucht, heißt es u. a.: „Was ist das Ziel der Sozialdemokratie auf dem Gebiet der Schulpolitik? Ihr Endziel ist nicht die simultane, sondern die freie Schule. Das Endziel des Zentrums und anderer bürgerlichen Parteien ist die Konfessionsschule. Solange nun die politischen Kräfte im Lande Baden so gegeneinander stehen, daß ein Schulgesetz gegen das Zentrum und eine Regierungsbildung ohne und gegen das Zentrum nicht denkbar ist, kann es über die Frage, ob zur Erreichung unseres Zieles ein Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden kann, kaum eine Meinungsdivergenz geben. Ob ein solcher Kampf überhaupt wünschenswert wäre, bleibt dabei auch noch sehr dahingestellt; das Zentrum hat zu allen Zeiten dann immer seine größten agitatorischen Erfolge erzielt, wenn es im politischen Kampfe sagen konnte, die Gefühle der katholisch Gläubigen seien aufs schwerste verletzt.“

Das ist zunächst eine recht dürftige Kennzeichnung der Gegensätze in den schulpolitischen Anschauungen der Sozialdemokratie

und des Zentrums. Das Endziel des Zentrums ist ebenfalls die freie Schule, wenn auch in ganz anderem Sinne als die freie Schule der Sozialdemokratie. Aber es handelt sich hier ja gar nicht um das Endziel der beiden Parteien, sondern um ihr Ziel in der Lehrerbildungsfrage. Und da liegt die Sache doch so, daß beide Parteien den Art. 143 der Reichsverfassung geschaffen haben, der jetzt von ihnen in Baden verleugnet worden ist. Darum sollten diese Parteien in Baden offen und ehrlich sagen: Was unsere Vertreter in Weimar beschlossen haben, ist falsch und läßt sich nicht durchführen. Aber an der Weimarer Verfassung festhalten wollen und als regierende Parteien in einem Lande sie verleugnen, das kann man nicht rechtfertigen, auch nicht damit, daß die eine Partei aus politischen Notwendigkeiten heraus das tun muß, was die andere will. (Zeitungsdienst des D. L. V.)

Deutsche Schulen im Auslande. In der 900 000 Einwohner zählenden brasilianischen Stadt Sao Paulo mit ihren 30 000 Deutschen gibt es neun deutsche Schulen. Die letzten Jahresberichte der ältesten und größten von ihnen, der Deutschen Schule Sao Paulo, legen ein schönes Zeugnis von sicherer Entwicklung ab. Der Verein Deutsche Schule Sao Paulo hat die Anstalt nun fast durch ein halbes Jahrhundert geführt. Seine Haupteinnahmequellen sind neben dem Schulgeld und den Vereinsbeiträgen die jährliche Sammlung in der deutschen Kolonie, der Verkauf von Lehrmitteln und nicht zuletzt Stiftungen aller Art von Deutschen und Brasilianern. Das kürzlich erweiterte Schulgebäude steht auf eigenem Grund und Boden. Die Schule teilt sich in den Kindergarten, die Mittelschule, die für den Kaufmannsberuf vorbereitet und auch Handelskurse umfaßt, und die neunklassige Realschule, deren Abgangszeugnis den Besuch der höheren Schulen in Brasilien und Deutschland ermöglicht; dazu kommen zwei Knabenheime und ein Mädchenheim. 22 Lehrer und Lehrerinnen, darunter ein Brasilianer, erteilen den Unterricht. Die Schülerzahl wuchs von 426 im Jahre 1923 auf 523 im Jahre 1925, darunter waren 1923 281 und 1925 386 Deutschsprechende. Die große Zahl der aus 16 Staaten kommenden Nichtdeutschen verteilt sich auf zehn verschiedene Muttersprachen — ein schönes Beispiel für das Vertrauen, das man in unsere Auslandsschulen setzt. Daß die Deutsche Schule Sao Paulo auch künstlerisch, durch Theater- und Musikaufführungen, in sehr glücklicher Weise wirkt, sei hervorgehoben. Ihr wird jetzt ein Archiv für die Geschichte der deutschen Kolonie Sao Paulo angegliedert. — Der Deutsche Schulverein in Buenos Aires besitzt ebenfalls eine neunklassige Schule, der ein Kindergarten sowie Handelsabendkurse angegliedert sind. Die Schule legt besonderen Wert auf körperliche Erziehung und unterhält während der Ferienmonate ein Feldlager in der Nähe der argentinischen Hauptstadt. Sie wurde 1925 von 553 Schülern besucht; von ihnen sprechen 402 deutsch. Der Bestandteil an Nichtdeutschen ist also auch hier sehr stark. Die Schule hat neunundzwanzig meist deutsche Lehrkräfte. — Die Anstalt des Deutschen Schulvereins in Belgrano (Argentinien) führt bis zur Reifeprüfung. Sie besteht aus einer Knabenabteilung, die mit der Prima abschließt, und einer neunstufigen Mädchenabteilung mit Frauenschule. Die Schule widmet den praktischen Arbeiten im naturwissenschaftlichen Unterricht sowie dem Werkunterricht große Aufmerksamkeit. 1925 betrug die Zahl ihrer Schüler 501, davon 428 mit Deutsch als Muttersprache. Neben dem Unterricht werden Volkshochschulkurse abgehalten. Als Vorkurs hat die Schule in Belgrano, die sich wie jede Auslandsschule den Forderungen zweier Staaten anpassen muß, im Lehrplan große Schwierigkeiten zu überwinden. Wie die Prüfungsergebnisse zeigen, ist sie ihnen gewachsen. — Dem Deutschen Schulverein im Haag gehören zwei Schulen. Die neunstufige deutsche Mittelschule, Friedrich-van-Bylandt-Schule, besteht seit 1863 und lehnt sich an die deutsche evangelische Gemeinde an. Sie konnte im vorigen Jahre unter lebhafter Teilnahme der Öffentlichkeit ihr neues Gebäude einweihen. Ihre Schülerzahl betrug im Jahre 1925 160; davon waren 116 Reichsdeutsche. Die Kosten des Schulbetriebs und die Gehälter der Lehrkräfte tragen die niederländischen Behörden, zum Teil auch die deutsche Regierung. Das Deutsche Realgymnasium und die Oberrealschule wurden 1925 von 163 Schülern aus elf verschiedenen Staaten besucht; 137 Schüler waren Reichsdeutsche. Die Anstalt erhält einen Zuschuß der deutschen Regierung und ist als Vorkurs anerkannt. So finden wir schon unweit der Grenzen des Mutterlandes die stille Werbearbeit unserer Auslandsschulen, deren ernste Pflichterfüllung wir nicht genug anerkennen können.

Arme Wirtschaft. Handelskammerpräsident Lenel, Mannheim, schreibt in der Baden-Wacht: „In den Gemeinden gar sind die Unternehmer eine quantität négligeable geworden; die Vertretung ihrer Interessen im Bürgerausschuß und im Stadtrat ist bei der Zusammensetzung dieser Gremien vollkommen unzulänglich.“ Lenel verlangt, „daß die Wirtschaft zu ihrem Recht und zu Gehör kommt.“ — Andere Leute sind anderer Meinung über die Macht der Wirtschaft. Offenbar kennt diese noch andere Einflußwege als

den der direkten parlamentarischen Vertretung. Man denke an die Rolle der „Wirtschaft“ bei der Einleitung des Beamtenabbaus, an ihre Denkschrift über die Beamtengehälter und Lohnhöhe usw.

Beamtenbildungseinrichtungen. Die Leitung des Hessischen Beamtenbundes und des Landeskartells ist, gemeinsam mit dem Bildungsausschuß, zurzeit damit beschäftigt, die Gründung einer Verwaltungsakademie auch in Hessen zu verwirklichen. — Die „Universitätslehrgänge für Beamte und Angestellte“ in Jena wurden von der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Beamtenhochschulen in Berlin als Verwaltungsakademie anerkannt und erlangten damit die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen. Die Thür. Regierung nahm dies zum Anlaß, ihre Beamten erneut auf diese Weiterbildungseinrichtung hinzuweisen.

Konfessionelle Schülerheime. Im preussischen Landtag hatte das Zentrum einen Antrag gestellt, der das Staatsministerium ersuchte, die Einrichtung von konfessionellen Schülerheimen bei Aufbauschulen zu fördern und finanziell zu unterstützen. Im Unterrichtsausschuß war der Antrag bereits abgelehnt worden, das Zentrum hatte ihn aber bei der dritten Lesung wiederum eingebracht. Er wurde mit großer Mehrheit erneut abgelehnt. — Und Tauberbischofsheim?

Vereint schlagen! Die „Köln. Volksztg.“, das Hauptblatt des rheinischen Zentrums, kommt in einer ausführlichen Abhandlung über den „Kampf um die evangelische Schule“ zu dem abschließenden Urteil, „daß es im Sinne dieser notwendigen Gemeinschaftsarbeit zwischen Katholiken und Protestanten liegt, wenn der Bundesgenosse im anderen Lager genau überleben kann, wie weit drüber die Arbeiten gedeihen sind, um einen gegenseitigen Meinungsaustausch anzubahnen und das „Vereint-schlagen“ vorzubereiten, das dem „Getrennt-marschieren“ folgt.

Man freut sich an dem Schulprogramm des Stuttgarter (evg.) Kirchentages, nach welchem „für evangelische Kinder nachdrücklich Schulen ihres Bekenntnisses“ gefordert werden, „in denen das ganze Schulleben von einem einheitlichen Geist durchdrungen ist und in denen so der Charakterbildung am besten gedient wird.“ Die Errichtung des Religionspädagogischen Instituts, die Gründung der Gesellschaft für evangelische Pädagogik und die Schaffung einer Spitzenorganisation der evangelischen Elternvereinigungen, des Reichselternbundes, werden als vorzügliche Rüstungsvorbereitungen für den kommenden schulpolitischen Kampf beurteilt.

Man könnte sonst auf katholischer Seite mit dem so gerüsteten Kampfgenossen wohl zufrieden sein, aber eines will der „Köln. Volksztg.“ nicht gefallen, die Konzession an die liberalen Elemente des Protestantismus. Die Anerkennung des geschichtlichen Rechtes der christlichen Simultanschule wird als sehr unangenehme Inkonsequenz empfunden, die für den Katholiken unannehmbar ist. „Es ist eigenartig, daß bei so vielen solcher Veranstaltungen im evangelischen Lager, über die wir uns an sich herzlich freuen (!), da sie das Erwachen und Erstarken der positiv-christlichen Richtung und den energischen Willen zeigen, die konfessionelle Schule zu schützen und zu heben, immer wieder der furor protestanticus zum Durchbruch kommt, der die Gemeinschaftsarbeit erschwert.“

Die Erteilung des Religionsunterrichts durch den Lehrer auf Grund eines gesetzlichen Zwanges kann, so schreibt der „Vereinsbote“ des Württ. Katholischen Lehrervereins, nicht aus dem kirchlichen Gesetz gefolgert werden. „Canon 1373 des Codex juris canonici spricht dagegen von der Erteilung der religiösen Unterweisung durch die Priester. Soweit die Geistlichen den Religionsunterricht im Nebenamt nicht übernehmen können, können Religionslehrer im Hauptamt Anstellung erfahren (so ist es an unsern höheren Schulen und Fachschulen. D. B.) und kann durch freiwillige Mitwirkung seitens der Lehrer Abhilfe geschaffen werden. Für die Schaffung einer gesetzlichen Verpflichtung zur Erteilung des Religionsunterrichts durch den Lehrer liegt ein Bedürfnis unserm Urteil nach nicht vor; auch nicht für die Einklassenschule. Gewiß mögen bei der Regelung, wie es z. B. auch mit dem Organistendienst ist, da und dort Schwierigkeiten entstehen. Da aber im Gegensatz zu dem Organistendienst der Religionsunterricht erteilt werden muß, werden sich Mittel und Wege finden lassen zur Abhilfe. Allerdings, das wird auf dem Boden der Freiwilligkeit nicht erreichbar sein, daß der Religionsunterricht gemäß Bedürfnis nach kirchlichem Urteil jeweils auf die Schultern des Lehrers wird umgeschichtet werden können. Es wäre doch eigenartig, wenn man kirchlicherseits bei Besetzung von Pfarrerstellen auf die Erteilung des Religionsunterrichts Rücksicht zu nehmen, nicht gezwungen wäre, sondern nur staatlicherseits bei Besetzung von Lehrerstellen. Und wenn an einer Einklassenschule Geistlicher und Lehrer, nehmen wir an aus gesundheitlichen Gründen, den Religionsunterricht nicht erteilen könnten, wäre dann das Gegebene, des Religionsunterrichts halber den Lehrer zu versetzen und den Geistlichen zu belassen?“

U. S. A. In den süddeutschen Blättern für Kirche und freies Christentum (Nr. 7, 1926) finden wir den Bericht: In den Ver-

einigten Staaten kämpft man zurzeit heftig um die Einführung der Bibel und des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen. Da die Jugend fast ausschließlich nur in Sonntagsschulen religiös unterrichtet wird, ist ihre Unwissenheit in religiösen Dingen vielfach „geradezu erschütternd“. Aber Lutheraner und Katholiken stehen geschlossen gegen die Einführung, hauptsächlich aus Furcht, daß Staat und Kirche vermisch werden könnten. — Viel wichtiger wäre ein Urteil von kirchlicher Seite über den Stand des religiösen Geistes und Lebens in den U. S. A., denn darauf kommt es doch wohl an und nicht auf das prüfbar Wissen!

Beamteneingaben. Mit der Beendigung der Sommerferien fielen auch 75 — sage: fünfundsiebzig — Beamteneingaben unerledigt unter den Tisch. D. h., sie wurden für die nächste Landtagsperiode „vertagt“. Aber wozu um Worte streiten! Von den 75 Eingaben entfallen auf das Ministerium der Finanzen 21 Eingaben, Ministerium des Innern 16, Ministerium des Kultus und Unterrichts 10 und auf das Ministerium der Justiz 8. Dann liegen noch 18 Gesuche zum Ortsklassenverzeichnis, Beihilfe in Krankheitsfällen, Rechtsstellung der Eisenbahner usw. vor.

Angesichts des wirklich kläglichen Endes dieser 75 Eingaben schreibt Abg. Weiskmann im „Volksfreund“ in einem Artikel, der nat. in der Hauptsache den berühmten „Hofstrost“ bringt, daneben aber doch zu einigen allgemeinen Betrachtungen Anlaß gibt, u. a. folgendes: „Warum nun hat der badische Landtag diese Eingaben nicht mehr behandelt? Die präzise Antwort dürfte vielleicht sein: 1. wegen der finanziellen Auswirkung der Gesuche, 2. ihrer großen Zahl wegen! Hinsichtlich der letzteren könnten die Beamten-Organisationen aus den Vorgängen der letzten zwei Jahre etwas lernen. Im Juli 1925 überwies der Landtag der Regierung 51 Eingaben, diesmal wird er die Beratung der 75 Eingaben der nächsten Landtagsperiode übertragen. Jede kleine oder große Fachorganisation der Beamten schickt einfach dem Landtag eine kürzere oder längere Eingabe zu und fragt nicht darnach, was andere Fachorganisationen tun. Die natürliche Folge ist, daß sich die Beamten-Eingaben beim Landtag häufen; ihre Zahl schwillt derart an, daß das Parlament sie, wenn seine Tagungszeit zum Landtagschluß drängt, um der Zeit willen gar nicht mehr behandeln kann. Es wäre Aufgabe des badischen Beamtenbundes, hier zu kontingentieren, nur ganz wenige Eingaben an den Landtag zu leiten und nur die allerdinglichsten Beschwerpunkte zur Abhilfe vorzuschlagen. Dem könnte der Landtag wahrscheinlich nachkommen; aber 75 Beamten-Eingaben einermäßen gründlich zu beraten und sie zu werten im Hinblick auf den Staatshaushalt, auf die zu verurachtenden Ausgaben — das kann er nicht! Ganz abgesehen davon, daß im badischen Landtag bei Plenarsitzungen manchemal vereinzelt Murren entstand, ob denn die Beamten angesichts der herrschenden Erwerbslosigkeit vieler Tausender und der allgemeinen schlechten wirtschaftlichen Lage gerade jetzt mit ihrem Anliegen kommen müßten.“

Dazu wäre einiges zu sagen. Zunächst an die Adresse der Beamten: Es ist in der Tat ein Skandal, daß bald jedes Grüppchen von ein paar Mann glaubt, sich zusammenschließen und seine „Sonderinteressen“ vertreten zu müssen — vielleicht, weil man einen Berufskurs von 3½ Wochen mitgemacht hat, während der der unerhörterweise gleichgestellten Kollegen nur 3 Wochen dauerte; oder weil die Tintenfassler im eigenen Büro 3 cm mehr Durchmesser haben als im andern; oder überhaupt, weil man halt die Berufung in sich fühlt, sich von der „Masse“ abzuheben. Möchte die kräftige Ohrfeige, die der Landtag hier dem Beamtentum gegeben hat, im Sinne der Selbsterziehung wirken: nur im engeren Zusammenschluß aller, bei der Beschränkung auf die großen, allen Stufen und Gruppen zugute kommenden Ziele, erreicht das Beamtentum überhaupt etwas. So aber, bei der Disziplinlosigkeit und dem Grüppchenegoismus der 75 Eingaben erreichten sie nichts — die Gesamtbeamtenenschaft aber auch nichts.

Zweitens aber muß doch einiges an die Adresse von Regierung und Landtag gesagt werden: der Anflug der 75 Eingaben verhält die Tafsache nicht, wie hier überhaupt mit Forderungen der Beamten umgegangen wird. Insofern ist es der reine Hohn, wenn Abg. Weiskmann in seinem Artikel am Schluß auch noch ausdrücklich verlangt, daß man mit der Haltung der Parteien zufriedenen sein müsse!

Wichtiger ist noch dies: das Auftauchen der 75 Eingaben erfolgte nicht ohne Schuld von Regierung und Landtag. Man glaubte dort immer, jede Gruppe und jedes Grüppchen ernst nehmen und dadurch zur Gruppenbildung und Zersplitterung geradezu ermuntern zu sollen. Die großen Organisationen wurden geschwächt, indem man ihnen bei jeder Gelegenheit entgegenhalten konnte: Ja, Sie vertreten gar nicht die Meinung Ihres ganzen Standes; hier haben wir Stimmen, die so und so und so lauten. Wobei es gar nichts ausmachte, den Willen eines Vereins von 7000 Mitgliedern die Eigenfönnigkeiten von 20 oder 50 oder 200 „ändern“ entgegenzuhalten! Die Quittung ist der Papierkorbbriefe mit den 75 Ein-

gaben, vor denen man sich nicht mehr zu retten weiß. Denn wenn es auch im Augenblick vielleicht bequem ist, dem offensbaren Mangel an Selbstzucht in der Beamtenenschaft einen Teil der Schuld für die Nichterledigung aufzuladen, das fühlt man im Landtag und in der Regierung natürlich doch, daß das auf die Dauer nicht geht; daß darin der Sinn des Petitionrechts im Volksstaat nicht besteht, daß man den ganzen „Wust“ hinunterwischt.

Der Beamtenenschaft gilt freilich die erste Mahnung: Zucht, Einigkeit, gemeinsamer Kampf für das Wesentliche!

Aus den Vereinen.

An die Herren Bez.-Rechner!

Mit der Abrechnung sind noch im Rückstand:

15 Bez.-Vereine für das I. Vierteljahr 1926

24 „ „ „ II. „ „ „ 1926

Ich bitte dringend um recht baldige Einfindung der Abrechnungskarten bezw. um Überweisung der Bar-Beiträge.

Ganz besonders bitte ich, die Beiträge für das III. Vierteljahr 1926 von den barzahlenden Mitgliedern baldigst einzuziehen und zu überweisen.

Karlsruhe, den 10. August 1926. Schaechner.

Pestalozziverein. An unsere Mitglieder. Am 13. d. M. traf uns ein schmerzlicher Verlust durch den Tod unseres treuen Freundes und Mitarbeiters, des Herrn Oberlehrers Otto Fischer, Karlsruhe. Ein Herzschlag hat seinem tatensfrohen Leben ein rasches Ende gesetzt. Dem Verein gehörte er seit 1890 mit ganzer Seele an; seit 22 Jahren war er Mitglied des Prüfungsausschusses. Indem wir den Tod des gewissenhaften, allzeit liebenswürdigen Förderers unserer Sache zur Kenntnis unserer Mitglieder bringen, verweisen wir auf die §§ 84 und 100 der Satzung von 1923, die einstweilige Besetzung der erledigten Stelle betreffend.

Offenburg, den 31. Juli 1926.

Die Zentralverwaltung.

Pestalozziverein. An unsere Bezirksverwaltungen. I. Am 1. August lief die Frist für Einreichung von Anträgen zur außerordentlichen Mitgliederversammlung in Achern im Okt. d. J. ab. Vom Prüfungsausschuß ging folgender Antrag ein: „Der Bezirksrheber erhält jeweils für die Aufnahme a) eines männlichen Mitglieds 2 M., b) eines weiblichen Mitglieds 1 M.“ Die Anträge der Zentralverwaltung über die Maßnahmen auf der Grundlage der in Auftrag gegebenen Neuberechnungen und über Änderungen der Satzung von 1923 kommen an dieser Stelle zur Kenntnis der Mitglieder, sobald die Berechnungen in unserer Hand sind.

II. Das kürzlich ausgegebene Rundschreiben an unsere Bezirksverwalter wolle in der Weise fruchtbar gemacht werden, daß gelegentlich der Bezirkslehrertagungen oder bei andern sich bietenden Gelegenheiten unsere Mitglieder von dem Inhalt Kenntnis erhalten.

III. Der Kalendervertrieb 1926 brachte einen Reingewinn von rund 800 M. Kürzlich ging aus einem Bezirk eine Anzahl unabgesetzter Exemplare an uns zurück, die wir für 1,50 M. abgeben, soweit der Vorrat reicht. Es stehen auch noch mehrere Bezirke mit der Bestellung der Kalender 1927 aus. Wir bitten, die Sache nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die Zentralverwaltung.

Konfraternitas. Die Umlagelisten konnten infolge der Unordnung, die durch die Unterlassung der Abmeldung bei Verfassung entstanden war, erst zum 15. Juli an unsere Bez.-Obmänner verhandelt werden. Daß sich der Einzug der Umlage dadurch verzögern mußte, war dem Vorstand von vornherein klar. Wir bitten aber unsere Mitglieder sich mit den Zahlungen so einrichten zu wollen, daß bis spätestens 15. Oktober die Zahlungen beendet sind.

Die Herren Bez.-Obmänner wollen Teilbeträge der Umlage jetzt schon an die Kasse abliefern, dabei aber kenntlich machen, wer bezahlt hat.

Öfter schon kam es vor, daß dem Obmann Schecks der Beamtenbank zugesandt wurden. Die Konfraternitas hat unter Nr. 12 272 ein Postcheckkonto beim Postcheckamt Karlsruhe. An dieses wolle Zahlung geleistet werden.

Ständig kommen auch wieder unrichtig frankierte Sendungen an. Die Sendungen ohne Beifügung persönl. Mitteilungen gehen als „Geschäftspapier“ (offen lassen!) bis zu 250 g zu 10 Pfennig, — 500 g = 20 Pfennig, — 1 kg = 30 Pfennig.

Das Verzeichnis der Bez.-Obmänner wird neu aufgestellt und gelangt mit einem Schulortverzeichnis in Wälde zum Versand. Wir müssen aber dann dringend bitten, daß die in der

Schulzeitung bekannt gegebenen Änderungen auch nachgetragen werden, damit Falschsendungen an längst „abgebaute“ Bezirks-Obmänner künftig unterbleiben. So wurde für den Bezirk Sinsheim längst Herr Hauptl. Ziegler, Vobstadt gemeldet. Trotzdem gehen viele Sendungen noch an seinen Vorgänger im Amt. Neue Bez.-Obmänner sind:

Eberbach: Hauptl. R. Benz, Eberbach.

Bretten: Hauptl. Brog, Diedelsheim.

Neustadt: Hauptl. P. Eisenmann, Kappel.

Tegernau: Hauptl. Marsch, Sallneck.

Uhlingen: Hauptl. Weisenburger, Hürllingen.

Bei Neuaufnahmeanträgen können wir mit Meldungen „... will Mitglied des Bad. Lehrervereins werden“, nichts anfangen. Die Meldung muß sachungsgemäß lauten: Antragsteller ist Mitglied des Bad. L.-V.

Wir bitten unsere Mitarbeiter, streng auf diese Vorschrift zu achten und werden wir in Zukunft derartige Anträge einfach zurückgeben. — Motorräder und Autos können bei uns nicht versichert werden.

Gaggenau, 6. August 1926.

Der Vorstand:

H. Konrad. Striegel.

Verschiedenes.

Lehrertreffen bei Pforzheim. Auf „Georgshöhe“ im Hagenschloß, einem Heim des Pforzheimer B. d. J., soll am 18. und 19. September ein Lehrertreffen stattfinden. Samstag abend: Einige Abschnitte aus Wilh. Schäfers Pestalozzitanen. Singen und Musizieren. Sonntag vormittag: Thema wird noch angekündigt. Das Heim: 3 Schlafräume mit 50 Matratzen, Lageräume u. Küche. Straße Pforzheim-Wurmberg nach Eingang in den Wald mit der Fernspretleitung links abbiegen. Selbstverpflegung: Auch Gasthaus in der Nähe. Decken mitbringen. Anmeldung bis spätestens 3 Tage vorher an Emil Seiter, Pforzheim, Wurmbergerstr. 76.

Kriegererholungsheim Annaberg, Baden-Baden. In Kollegenkreisen scheint es nicht allzu bekannt zu sein, daß hier in Baden-Baden in dem Erholungsheim Annaberg schwerbeschädigten Kriegsteilnehmern für den Tagespreis von 3 Mark eine ausgezeichnete Erholungsstätte geboten ist, die — in der Nähe des waldreichen Merkur gelegen — in jeder Hinsicht zu empfehlen ist. Das Heim hat eine Höchstbelegungsstärke von etwa 25 Leuten, die in Zimmern mit 2 und 3 Betten untergebracht sind. Die Verpflegung kann als sehr gut bezeichnet werden. Eine schöne Liegehalle gibt die Möglichkeit Sonnenbäder zu nehmen. Bad ist im Haus. Außerdem besteht die Möglichkeit, in der Stadt Thermalbäder zu ermäßigtem Preise zu nehmen. Den Injassen stehen auch sonst verschiedene Vergünstigungen zu, z. B. unentgeltlicher Theaterbesuch einmal in der Woche, freier Eintritt zu den Kurkonzerten, Bezug ermäßigter Karten zum Lesesaal u. a. Falls noch Plätze frei sind, können auch Leichtbeschädigte und unbeschädigte Kriegsteilnehmer Aufnahme finden. Das Heim ist bis Ende Oktober geöffnet. Anfragen sind an die Verwaltung des Kriegererholungsheims Annaberg in Baden-Baden zu richten, woselbst auch jegliche Auskunft gerne erteilt wird. U. St.

Zum Kampf um unsere Simultanschule. Der Zentrumsabgeordnete Dr. Föhr hat jüngst im Landtag unserer bewährten badischen Simultanschule eine scharfe Kampfansage erteilt. Man will sich also in diesem Lager nicht mehr mit dem Zustand zufrieden geben, daß katholische Kinder von katholischen Lehrern streng bekennnismäßigen Religionsunterricht erhalten. Welche Duldsamkeit dagegen in vergangenen Zeiten selbst Mitglieder katholischer Orden übten, erfahren wir aus Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Er berichtet dort von der Vertreibung eines der Reaktion in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts mißliebigen Gewordenen. Er flüchtete nach der Schweiz, wurde dort Lehrer an einer Bezirksschule und erzählt: „Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Kanton Solothurn der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher, vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt. — Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franziskaner von Solothurn, Präsident des Erziehungsrates, an die Versammlung richtete, würden jedem Geistlichen wohl angestanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen, mit den Schülern über Religion zu sprechen. „Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren.“

Es verdient erwähnt zu werden, daß die Schule sich rasch gut entwickelte, daß sie bald von den benachbarten Gemeinden — protestantischen wie katholischen — beschickt wurde. Wie das

Verhältnis zwischen ev. Lehrer und kath. Gemeinde sich gestaltete, möge man daraus ersehen, daß dieser Lehrer, als er nach mehr als 20jähriger Abwesenheit seine alte Gemeinde besuchte, man ihm einen großartigen Empfang mit Militärmusik bereite und ihm zu Ehren ein kostspieliges Feuerwerk abbrannte. Und heute? R.

Traum und Aufsatz. Immer, wenn das Kind aus eigenem Erlebnis gestalten kann, wird sein Aufsatz durch Inhalt und Form überraschen. Der Traum ist aber Erlebnis. (Das wußten schon Calderon, Grillparzer, Strindberg u. a.)

Mache einmal den Versuch, und gib unversehens ohne alle Vorbereitung die Aufgabe: „Ein Traum“, und Du wirst Dich wundern, wie Deine Kinder phantasie reich und schreibgewandt sind.

Wenn Du Dir von Freud oder von seinem ausgezeichneten Darsteller, dem praktischen Seelsorger Dr. Oskar Pfister, ein wenig tiefenpsychologischen Scharfblick angeeignet hast, so wird Dir dieser harmlos hingeschriebene Kindertraum geheimste Winkel der kindlichen Seele erblicken, und das ist Dir doch als Erzieher kein geringes. Wirft auch vielleicht zu Deinem Schrecken erkennen, wie Du selbst in verborgenen Gemütsstiefen Deines Jüngling steckst und wirft Dir zum Bewußtsein bringen, wie Du auf das ganze zukünftige Leben des Dir mit anvertrauten Menschenkindes segensreich oder verderblich nachwirken kannst; denn jegliches Empfinden und Handeln ist mehr oder minder stark an tiefe, in zarter Jugend empfangene Eindrücke gebunden.

Hier einige Traumbeispiele:

Ein Mädchen der achten Klasse schreibt: „Ich ging einmal in den Wald spazieren. Als ich auf dem Wege ging, hörte ich schon von weitem das Geheul von einem Löwen. Mir wurde sehr bange. Allein ich ließ mich nicht irre führen und ging meiner Wege weiter. Da fiel ich in eine Löwengrube; darin war ein Löwe. Ich kroch in eine Ecke und regte mich nicht. Der Löwe machte ein Gesicht, als wollte er mich fressen. Zu gleicher Zeit kam auch ein Jäger. Diesem gehörte die Grube. Als ich ihn sah, rief ich ihn um Hilfe an. Da sagte er: „Heute habe ich einen guten Fang gemacht: einen Menschen und einen Löwen.“ Er schoß den Löwen tot und holte uns heraus. Ich ging dann schleunigst nach Hause. Als ich aufwachte, war alles noch wie am Abend.“

Mädchen der fünften Klasse: „Mir träumte einmal, ich wäre im Himmel. Ich war froh und machte ein Gejubilium und ein Geschrei. Da war ein Loch im Himmel, und ich fiel auf die Erde herunter. Als ich ein Stückchen vom Himmel weg war, fiel ich auf einen großen Baum. Ich blieb mit meinen Haaren an einem Ast hängen und konnte nicht mehr loskommen. Da kam vom Himmel ein Engel und machte mich los. Ich fiel weiter und blieb an einem Draht hängen. So blieb ich ein Weilchen und schlief ein. Auf einmal fiel ich auf etwas Hartes, und ich erwachte. Als ich mich umsah, war ich aus dem Bett gefallen.“

Knabe anfangs der vierten Klasse: „Gestern hat es mir geträumt, mein Vater sei gestorben. Zu der Beerdigung kamen viele Freunde, auch der Kirchenchor und der Gesangverein gingen mit. Als wir heimkamen, stand der Vater in der Stube.“

(Im Verlag Ernst Bircher, Bern-Leipzig, sind von Pfister erschienen: Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen. Die Behandlung schwer erziehbare und abnorme Kinder. Vermeintliche Nullen und angebliche Musterkinder.)

J. F. Roth.

Spittelwesen. Die Heidelberger soz. Volkszfg. Nr. 176 läßt sich — offenbar von einem Lehrer — unter einem Gewölk von Klatsch und Verdächtigungen gegen den Badischen Lehrerverein und seine Führung auch folgende Spittelanweisung als „schulpolitische Mitarbeit“ liefern: „Neutralität wird gewahrt bei der nun amtlich befohlenen Verfassungsfeier in der Schule. Da werden die Herren Lehrer sich wie die Rahe um den heißen Brei drücken und einer „unangenehmen“ Pflicht in einer Weise genügen, daß es besser gewesen wäre, sie hätten ihre Finger ganz von einer solchen Feler gelassen. Es ist der Arbeiterschaft anzuraten, genau darauf zu achten, wie die Verfassungsfeiern vollzogen wurden. Es würde von großem Interesse sein, festzustellen, wieviel Verfassungsfeiern in den Volksschulen gefeiert wurden, daß sie das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen brauchen. Öffentliche Verfassungsschulfestern werden sicherlich zur Seltenheit gehören und nach dem Aufdecken der Schulbuchskandalosa ist auch nicht zu erwarten, daß historisch falschebelehrt und insolgedessen Falsches lehrende Lehrer eine Verfassungsfestlichkeit inszeniert haben werden, die dem Staatsgedanken entspricht.“

Darnach sollen also Eltern und Schulkinder als Horchposten mißbraucht werden wie bei den Kommunisten Thüringens. Angefangen hat dieses Treiben mit dem bekannten Spittelers Laß Haebler's an die soz. Arbeitsgemeinschaft, worin er die Kollegen aufforderte, „Augen und Ohren offen zu halten und gegebenenfalls mich zu unterrichten“ über den „Faschismus der Schul-

meister". Die Vertreterversammlung hat dafür eine scharfe Mißbilligung ausgesprochen; aber Haebler ist immer noch Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft soz. Lehrer. Bedeutet das, daß die Mehrzahl dort mit dieser Spitzeinrichtung einverstanden ist? Oder hat man bloß nicht den Mut, gegen die eigentlich ehrenrührige Zumutung, Kollegen zu bespitzeln, sich zu verwahren? Seitdem haben die Verdächtigungen durch die „schulpolitischen Mitarbeiter“ der soz. Presse nicht mehr aufgehört; erst jüngst versuchte man, Lehrerverein und Obmann für die törichte politische Purgierung des Realienbuches verantwortlich zu machen. Wenn man dem „Bereiner“ des Geschichtsabschnittes im Realienbuch, der mit dem Bad. L.-V. keine Verbindung hat, auch keine politische Absicht unterzöhen will, so muß doch ausgesprochen werden, daß die Unterdrückung von Stellen über Fürsten und soziale Bewegung und Zustände einer Verdunkelung gleichkommt. Wenn schon im alten Staat ein Treitschke sich über unwürdiges unrationales Verhalten von Fürsten mit geradezu verachtungsvoller Empörung auslassen konnte, so dürfen ruhig sachliche Darstellungen ähnlichen Inhaltes im Lehrbuch eines Freistaates nicht unterdrückt werden. Ohne die Kenntnis der sozialen Bewegung im 19. Jahrhundert ist die Gegenwart gar nicht verständlich. Ohne weiteres wird nun in der soz. Presse der Bad. L.-V. verantwortlich zu machen versucht. So schamlos wie in der oben angeführten Denunziation — nicht von Tatsachen, sondern von konstruierten Möglichkeiten —, ist nun allerdings das Spitzelwesen noch nicht ans Tageslicht getreten. Das sind die Machenschaften lückischer Verschwörer; freie politische Männer haben sie stets mit Verachtung von sich gewiesen. Man sollte deshalb von den soz. Kollegen erwarten, daß sie von diesen „schulpolitischen Mitarbeitern“ abrücken und ihnen das Handwerk in der soz. Presse legen. Es ist ja beschämend für ein politisches Blatt, derartigen ausgehörschten Klatsch, wie ihn die anständige Presse zu bringen stets verschmäht, ihren Lesern als „Schulpolitik“ vorzusetzen, und wenn schon ein Lehrer sich als Nestbeschmutzer verächtlich machen will, sollte ein anständiges Blatt sich nicht zum — Tummelplatz dazu hergeben. Es besteht einige Aussicht, dem „schulpolitischen Mitarbeiter“ seine Verfälschung nachzuweisen, trotz seiner dreifachen Vermummung hinter „Mitarbeiter“, „Gewährsmann“ und „tertius gaudens“; dann wird es Sache des B. L.-V. sein, sein Nest von diesem Beschmutzer zu säubern.

Schwarzwaldfahrt. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin hatte auch in diesem Jahre eine Anzahl Fahrten in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geplant, Fahrten wissenschaftlichen Charakters. Die wirtschaftlichen Verhältnisse brachten es wohl mit sich, daß wegen zu geringer Teilnahme einige Fahrten nicht stattfinden konnten. Die geplante Schwarzwaldfahrt ist aber ausgeführt worden. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Universitätsprofessor Dr. Guenther in Freiburg fand sie in der Zeit vom 15. bis 19. Juli statt. Das Häuflein Teilnehmer, wenig mehr als 20, war aus allen deutschen Gauen zusammengelassen. Das schon gab der Fahrt das besondere Gepräge. Zu allermeist aber war es Professor Guenther, der sie uns zum untergeordneten Erlebnis machte. Ob wir mit ihm in den geistigen Mittelpunkt alemannischen Volkstums, Freiburg und Basel, weilten, ob wir drüben den Kaiserstuhl durchquerten, ob es am Isteiner Klost, auf dem Schauinsland, am Titisee war, immer war es seine Persönlichkeit, von der aus alles zu einem Ganzen wurde: zur deutschen Heimat. Die natur- und kulturkundlichen Gegebenheiten des Südwestens Deutschlands wuchsen uns zusammen zum leuchtenden, farbenreichen Bilde. Die Teilnehmer vom andern Ende des Vaterlandes, vom deutschen Osten, sie wurden am meisten froh im Banne dieser Landschaft, ihrer Geschichte und ihres lebendigen Volkstums. So liegt mir die Bedeutung solcher Fahrt einmal in der Einführung der Glieder unseres Berufsstandes in die Arbeit wissenschaftlichen Erkennens, zum andern in dem Zusammenführen der Menschen der verschiedensten deutschen Stämme und damit in der Vorbereitung der endlichen Überwindung innerdeutscher Gegensätze, im Werden des gemeinsamen geistigen Seins aller deutschen Volksgenossen. Daß Badens Lehrer, die selbst hier nur in der Zahl 2 vertreten waren, dabei mithelfen, daß auch sie noch mehr auf diese Veranstaltungen des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht aufmerksam gemacht seien, das ist die Absicht dieser Zeilen.

Chorwerke von Heinrich Schütz. In unserer Zeit der Stillosigkeit und Seelenarmut auf allen Kunstgebieten erleben wir eine Renaissance nach der andern. Besonders auf musikalischem Gebiete. Der vor einigen Jahren begonnenen Handel-Neubelebung, der so außerordentlicher Erfolg beschieden war, folgt nun das Wiederauftauchen des Altmeisters der Tonkunst: Heinrich Schütz. Seine drei biblischen Szenen für Soli, vierstimmigen Chor, Streichinstrumente und Orgel, die dem dritten Teile der „Symphoniae sacrae“ entnommen sind, und die aus Schützens reifster Zeit stammen, machten bei den diesjährigen Frankfurter Kunsttagen

einen ungeheuren Eindruck und hinterließen dort und andernorts nachhaltigste Wirkung.

Diese Erfolge brachten es mit sich, daß Verleger wieder auf Heinrich Schütz hingelenkt wurden, und so durfte man von verschiedenen Seiten und für den heutigen praktischen Gebrauch bearbeitete Teil- und Einzelausgaben von Schützwerken entgegennehmen, die hellste Freude bereiten. Man ist erstaunt darüber, wie modern im besten Sinne diese Werke uns anmuten, und steht ehrfurchtsvoll ergriffen vor dem tiefen und reinen Gefühlreichtum, der sich in dieser Musik offenbart.

Hier soll nun auf zwei soeben der Öffentlichkeit übergebene Neuerscheinungen hingewiesen werden, die aus dem alltäglichen Angeboten weit heraustragen. Es sind dies: *O Jesu süß, wer dein gedenkt* für vier Solostimmen (Sopran, Alt, Tenor und Bass), vierstimmigen gemischten Chor, zwei Violinen und Orgel und *Herr nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren* für Solobariton und zwei Chöre a capella. Die erstgenannte Gabe ist aus den „Symphoniae sacrae“ entnommen, die zweite aus dem musikalischen Ersequiem von Heinrich Schütz. Eingeleitet sind diese choristischen Kostbarkeiten von Arnold Mendelssohn, dessen Namen allein schon für die Güte bürgt; herausgegeben sind sie vom „Evangelischen Kirchengesangsverein für Deutschland“ im Verlag von E. Bertelsmann in Gütersloh. Beide Werke werden in jeder Kirche ihre ergreifende Wirkung nicht verfehlen, vorausgesetzt, daß sie von einem leistungsfähigen Chore wiedergegeben werden, und daß gute Solostimmen zur Verfügung sind. Aber nicht nur in der Kirche allein, sondern auch bei den erfreulicherweise wiedererwachten und gepflegten gemütvollen und von künstlerischem Ernst durchpulsten Hausmusiken wäre mit der Einstudierung dieser herrlichen Chorschöpfungen eine dankbare und innerlich bereichernde Aufgabe gegeben. Die Partitur kostet 2 Mark bzw. 2,50 Mark, die Stimmen sind zu 20, bzw. 25 Pfennig erhältlich. Daß diese Schützwerke in weiteste Kreise dringen mögen, kann in Anbetracht ihrer musikalischen Hochwertigkeit nur von Herzen gewünscht werden. Mh.

Joseph Haas, Op. 60: Eine deutsche Singmesse. Joseph Haas ist in der musikalischen Welt heute kein Unbekannter mehr. Daß er aber vor dem Kriege als Volksschullehrer in München, wo er im Jahre 1879 geboren wurde, wirkte, das wissen viele noch nicht, oder wissen es bereits nicht mehr. Vor ungefähr 15 Jahren fing er an, in weiteren musikalischen Kreisen von sich reden zu machen. Im Jahre 1909 spielte Prof. Wendling und Pauer in Stuttgart seine h-moll-Sonate für Violine und Klavier, Op. 21, und erregten Aufsehen und Bewunderung damit. Damals schrieb die „Neue Musik-Zeitung“, die sich um Joseph Haas in seiner musikalischen Anfangszeit große Verdienste erworben hat: „Den Namen Haas wird man sich merken.“ Die Prophezie hat sich erfüllt. Joseph Haas, der heute als der bedeutendste Vertreter der aus der „Schule“ von Max Reger hervorgegangenen Komponisten zu nennen ist, setzt seinen Werken gegenwärtig die Opuszahlen zwischen 60 und 70. Op. 61 und 62 sind zwei Klavierfonaten, Op. 60 ist die deutsche Singmesse, auf welche diese Zeilen nachdrücklich hinweisen sollen. Sie ist nach Worten des Angelus Silesius für Sopran, Alt, Tenor und Bass, a capella, komponiert und besteht aus 7 Teilen, die durch Orgel (oder Harmonium), Vor- und Zwischenpiele vom Komponisten miteinander verbunden sind. Wenn man die Partitur aufschlägt und das erste der sieben Stücke, das „Blüh auf, gefrorener Christ“ betrachtet, so könnten die leeren Quinten A—E am Anfang, die der Sopran und Alt anschlägt, und die dann der Tenor und Bass ebenso wohlklingend dazwischen treten läßt, zunächst abschrecken. Dringt man aber weiter ein, so ist man überrascht von einer Überfülle seelischer Kraft, in Wort und Ton. Man findet des Wunders kein Ende. J. Haas muß den modernen Tonsetzern zugezählt werden, und doch ist seine Messe in der Form so gehalten, daß sie auch von kleinsten Chören, die sich an größere und interessante Aufgaben heranzuwagen, bewältigt werden kann. Sie verlangt nichts weiter als begeisterungsfähige Sänger und einen musikbegeisterten Dirigenten, der all die Schönheiten dieses prächtigen Werkes verständlich zu machen weiß. In der gewohnten vierstimmigkeit sind diese sieben Sätze allerdings nicht geschrieben; Tenor und Sopran wird oft Schwere zugemutet; das hohe A ist in beiden Stimmen keine Seltenheit, und die einzelnen Stimmen liegen mitunter recht weit auseinander, was ein absolut reines Singen bekanntermaßen erheblich erschwert. Aber die beabsichtigte Wirkung lohnt die Mühen reichlich. Ich kenne kaum ein Werk, das sich so für alle fechtlichen Veranstaltungen gebrauchen ließe, wie diese a capella-Singmesse Op. 60, von J. Haas, von dem wir mit Stolz buchen dürfen, daß auch er, wie so viele Große und Größte im Reiche des Geistes, aus unseren Reihen hervorgegangen ist. Das Werk ist durchaus überkonfessionell. Es kann in protestantischen Kirchenkonzerten ebensowohl erheben und erbauen wie in katholischen, und umgekehrt. Nur als „Messe“ im gottesdienstlich üblichen Sinne, wie sie in der katholischen Kirche gepflegt werden, wird sie kaum gedacht sein, obwohl ihre derartige Verwendung ebenfalls durchaus im

Bereiche der Möglichkeit läge. Sogar für ernste und stilvolle weltliche Konzerte gemischter Chorvereinigungen im würdigen Rahmen ist diese Messe durchaus geeignet.

Der besondere Hinweis auf diese Messe mag seine Berechtigung neben den hohen inneren Qualitäten derselben auch in dem Umstand haben, daß Probepartituren von diesem Werk nicht, wie es sonst bei Chorwerken vielfach der Fall ist, zum Versand gelangen. Zu Ansichtsendungen ist aber der Verlag (V. Schott's Söhne, Mainz) jederzeit gerne bereit. Vielleicht ist diese Orientierung manchem chorleitenden Kollegen willkommen. Die Einstudierung und Aufführung wird — neben manchen Mühen — besonderen Genuß bereiten, und nachhaltiger Wirkung sich zweifellos erfreuen dürfen.

Sprachliches. Einem die Stange halten. Die Redensart stammt aus unserm alten Rechtsleben. Beim gerichtlichen Zweikampf wurde jedem der beiden Kämpfer ein Sekundant beigegeben, um nötigenfalls mit einer Stange die Kämpfer zu trennen. So heißt es im schäbischen Landrecht: „ic ictwedern sol der richter einen man geben, der ein stange trage, die sol der über den haben (halten), der da gewellet (zu Falle kommt).“ Auch in das Turnier ist diese Einrichtung übernommen worden: hier ist der Stangen-träger unter dem Namen Griehwart bekannt; in alter Zeit heißt er aber auch geradezu Stanger oder Stängler. Wer von den beiden Kämpfern der Stange begehrte, bekannte sich dadurch für überwunden. Auch dieses Begehren der Stange ist zur Redensart geworden, vergl. die Zimmersche Chronik I 157, 16: „Die wollten der sach gegen den stetten nit vergessen, auch lange nicht der stangen begeren.“

Einem die Stange halten wird aber auch in dem Sinne gebraucht: ihm gewachsen sein. Das scheint eine Vermengung mit der Redensart „einem die Wage halten“ zu sein. Die Vorstellung zweier an eine Stange geschnitten Pferde verhilft zu keiner Erklärung. (Borchard Wustmann: Die sprichw. Redensarten. Brockhaus, Leipzig.)

Der Werdegang des Reclam-Buches. Der bekannte Verlag von Reclam in Leipzig gibt eine Mappe heraus, die die Entstehung eines Buches und des Vierfarbendruckes auf 4 Tafeln veranschaulicht. Tafel I zeigt die Stationen von Handschrift bis zur Abformung; Tafel II vom 1. Abzug bis zur Fertigstellung eines Reclam-Bändchens. Auf Tafel III werden die Maschinen aus alter und neuer Zeit vorgeführt. Tafel IV veranschaulicht die Entstehung eines Vierfarbendruckes. Die Tafeln (61 auf 43 cm) liegen in starker Leinwandmappe; eine Broschüre von 56 Seiten enthält die notwendigen Erläuterungen für die Hand des Lehrers. Die schöne, lehrreiche Zusammenstellung ermöglicht gute Vorbereitung für den Besuch einer Druckerei, dient zur Belebung im kulturgeschichtlichen Unterricht und ist zugleich ein Muster zur Herstellung von Unterrichtseinheiten. Volks- und Fortbildungsschulen seien auf das gediegene Lehrmittel aufmerksam gemacht. Es kostet bei Bestellung beim Verlag vorläufig nur 12 Mark (spätere Preiserhöhung vorbehalten); Lieferung in Holzverschlagn, post- und verpackungsfrei.

Bücherschau.

Die hier angezeigten Bücher liefert die Sortiments-Abteilung der **Konkordia N.-G., Bühl** (Baden) zu Originalpreisen.

Senner-Kuhn: Unser Körper. 124 S.; 3 M.; Verlag von Diefsterweg, Frankfurt a. M.

Das Buch möchte dazu helfen, die Lehre vom menschlichen Körper im Sinne Virchows zu einer Volkswissenschaft zu erheben. Dazu genügt nicht die einfache Belehrung, es ist vielmehr nötig auf Grund von Beobachtungen und planmäßig geleiteten Versuchen die Lehre aufzubauen. Die hier zusammengestellten, vom Schüler selbst vorzunehmenden Untersuchungen sind einfach und überzeugend; bei sinngemäßer Verknüpfung werden sie den Schüler fesseln und sich nach und nach zu einem Gesamtbild runden. Zahlreiche Skizzen unterstützen den Text.

Dr. Robert Klein: Methodische Anleitung und Aufgabensammlung zum Gebrauch von Westermanns Umrissen. 115 S.; Verlag von Westermann, Braunschweig, 1926.

Westermanns Kartenstempel haben sich rasch eingeführt als ein zeitsparendes Hilfsmittel im Erdkundeunterricht. Kleins Schrift gibt eine schätzenswerte Anleitung zur unterrichtlichen Auswertung des handlichen Hilfsmittels. Man ist überrascht, wie vielseitig und reich der Verfasser den toten Stempel durch selbstständig zu lösende Aufgaben auszunutzen und zu beleben versteht auch für Geschichte, Deutsch, Naturkunde, Religion. Der Lehrer wird sich gerne der Kleinschen Anleitung bedienen.

Vereinstage.

Die Einwendungen für Konferenzanzeigen und Vereinstage müssen spätestens **Mittwoch 12 Uhr** mittag in der Druckerei **Konkordia N.-G., Bühl** sein.

Adelsheim. Samstag, 28. August, Tagung in Osterburken. T.-D.: 1. Punkt 4 Uhr Abmarsch vom Bahnhof nach dem Kastell; Führung durch Herrn Hauptlehrer Wöppel. Fortsetzung hernach im Gasthause „zum Löwen“. 2. Kurzer Vortrag: Was wir beim Kaufe eines Klaviers wissen müssen. (Karl Sieber.) 3. Vereinsamtliches. Erscheinen aller Kollegen(innen) erforderlich, besonders aller neu in den Bezirk gekommenen.

Die Anmeldungen der Teilnehmerzahlen für den Heimatfilm: „Vom Rhein über den Schwarzwald zum Bodensee“, fehlen noch fast vollständig, trotz Mitteilung des Dienststellenausschusses vom 25. Juni Punkt V Ziffer 1 und Beprechung bei der letzten Tagung in Adelsheim. Meldungen bei dem Vorsitzenden können nur noch bis 18. ds. Mts. berücksichtigt werden.

Der Vorsitzende: Wolff (Hohenstadt).

Bonnndorf. Samstag, den 28. August, geologische Wanderung. Abfahrt 12⁰⁰ Uhr Bahnhof Bonnndorf nach Lenzkirch. Von hier Wanderung über Fischbach-Schluchsee nach Rothaus. Am Abend gemütliches Beisammensein in Rothaus. Kollegen der Nachbar-konferenzen sind hierzu freundlichst eingeladen. Gantner.

Bühl. Samstag, 28. August, ¼ 4 Uhr, in der „Krone“. T.-D.: 1. Der Aufbau und Ausbau der einfach gegliederten Schule. Turnus- oder Kombinationsunterricht der einzelnen Fächer und Schuljahre (Herr Huber, Hildmannsfeld). Eingehende Aussprache über dieses auf der nächsten D.-U.-Sitzung zu behandelnde Gebiet. 2. Verschiedenes. 3. Einziehung der Umlage für die Konfraternitas. Gute Beteiligung und Vorbereitung erbittet Der Vorsitzende: Bauer.

Efringen. Erbitten Konfraternitasumlage auf Postcheckkonto 30 372 oder Bad. V.-Bank Nr. 63. Scherer.

Freiburg-Land. Samstag, 28. August, nachm. 3 Uhr. Besichtigung des Schulhauses in Littenweiler. — Besichtigung von Projektionsapparaten verschiedener Systeme. Evers.

Urb.-Gem. Hegau-Randen. Abtlg. Gesang. Sonntag, den 29. August, Probe in Wiechs a. R. Schulhaus. Es sind bis dahin zu üben Lieder aus Heim Bd. I Nr. 65, 141, 165, 205, 231. Beginn 3 Uhr. Nächster Weg nach Wiechs über Bühligen und Schweiz. Auf Zoll- und Poststelle ist zu achten. Personalausweis genügt zum Durchgang. Räder bleiben am besten in Bühligen eingestellt. U. Vogel.

Kenzingen. In nächster Zeit finden folgende Veranstaltungen statt: 25. und 26. August: Vorführung des Kosmosbaukastens „Mechanik“ im Schulhaus Teningen. 1. September: Baukasten Elektrotechnik (Schulhaus Köndringen). 2. September: Baukasten Optik (Schulhaus Denzlingen) jeweils 3 Uhr nachm. An Schula-nachmittagen darf der Unterricht nach Anzeige an mich auf Vormittag verlegt werden. Zur Teilnahme ladet ein Fehr, Wöhl.

Mosbach. Samstag, 28. August, nachm. 3 Uhr, Krone-Konferenz. T.-D.: 1. Vorführung neuester Lichtbildapparate. Herr Ing. Seisfert. 2. „Schule und Lichtbild“. Herr Kreisphysikalischer Gärtner. 3. Verschiedenes. 4. Die Herren Haaf und Heist bitten dringend um Bezahlung rückständiger Beiträge. R. Feigenbuh.

Neckarbischofsheim. Konfraternitas. Bitte um umgehende Aberweisung der Umlage auf mein Postcheckkonto 24 535 Karlsruhe (1/100, halbe 100 auf ganze 100 aufzuden).

P. Brand, Neckarbischofsheim.

Oberkirch. Samstag, 21. August, in der „Linde“, Oberkirch, um ¼ 3 Uhr. T.-D.: 1. Vortrag: Geburtenrückgang und Schule. 2. Verschiedenes. 3. Einzug eines Bezirksvereinsbeitrags von einer Mark für 1926. 4. Gemeinsames Singen. Bei pünktlichem Erscheinen können Punkt 1—3 bis 4 Uhr erledigt sein. Woll.

Säckingen-Tal. Unser Fortbildungskurs über „Naturlehre in der Volksschule“ findet nunmehr bestimmt vom 13.—15. Sept. in Säckingen statt. Aus zwingenden Gründen mußte dieser Zeitpunkt gewählt werden. Ferner wird am 1. oder 4. September eine Besichtigung der „Internationalen Ausstellung für Binnenschiffahrt und Wasserkraftnutzung“ in Basel erfolgen unter Führung eines Fachmannes der Ausstellungslieferung. Der Besuch kann für jeden Lehrer aufs wärmste empfohlen werden. Nähere Mitteilungen über beide Veranstaltungen wird die Schulzeitung vom 28. d. M. enthalten. Kuhn.

Sinsheim. Samstag, 21. August, nachm. ¼ 3 Uhr Konferenz im Bahnhofrestaurant (Lackner). T.-D.: 1. Vortrag von Hauptl. Kuhn: Bodenreform und Schule. 2. Krankenfürsorge. Wünsche und Anträge zur Vertr.-Vers. 3. Verschiedenes. In Anbetracht des Punktes 2 der T.-D. erwartet volljähriges Erscheinen Münz.

St. Blasien. Samstag, den 21. Sept., ¼ 3 Uhr findet im Schulhaus St. Blasien Konferenz statt. Volljähriges Erscheinen ist

notwendig; ein Konferenzvorsitzender soll gewählt werden.
Der 2. Vorsitzende.

Tauberbischofsheim. Beiträge (3. Viertel.) für Krankenfürsorge mit 9, 18 bzw. 21 Mark erbitte ich alsbald auf mein Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 79 854 einzusenden. Rückstände vom 1. und 2. Vierteljahr bitte jetzt endlich mal erledigen!
Huber, Königheim.

Waldshut-Zollauschluss. Samstag, 21. August, nachmittags 4 Uhr, Tagung in Dettighofen. T.-D.: 1. Besichtigung des neuen Schulhauses. 2. Abschiedsfeier für unsern nach Karlsruhe ver-

sehten ersten Vorsitzenden, Herrn Weber. 3. Verschiedenes. Um vollzähliges Erscheinen ersucht
Wörner.
Waldshut-Wald. Am Samstag, 29. August, nachm. 3 Uhr, Tagung in Görwihl im Schulhaus. Vollzähliges Erscheinen erwartet
A. Füllhaber.

Ein originelles Preisausschreiben. Unserer Auflage liegt heute ein Preisausschreiben der weltbekannten Universal-Bibliothek von Philipp Reclam jun., Leipzig bel. — Herr Wagh und Herr Müde wetten, wer den Preis gewinnt! — Die Aufgabe scheint uns nicht allzu schwer zu sein; der Erfolg dürfte für die Preisbewerber darin gipfeln, daß Sie außer einem schönen Preise auch die nähere Bekanntschaft mit der umfassendsten deutschen Bücherei gewinnen, in der die Werke aller Zonen und Zeiten vertreten sind.



Deutsche Wortsippen

Ein Blick in den Verwandtschaftszusammenhang des deutschen Wortschatzes

von
Dr. Georg Studie

580 S. Ganzleinen 10.— Mk.

In über zwölfhundert Wortsippen wird in der neuesten Auflage der Wortschatz nach seiner Verwandtschaft behandelt. Die Anlage und Durcharbeitung des umfangreichen Materials ist von der Kritik durchweg als vollendet anerkannt und das Buch damit dem weitgehendsten Gebrauch im Deutschunterricht empfohlen.

Am Schulwege

Deklamationen für allerlet Schulanfänger (Mark 3,50)
v. Horst-Herzmann.

Freilichtaufführungen

W. Härtel & Co. Nachf.
Leipzig 15, Johannisgasse 30

Neu! Neu!

Die Chronologie der Bibel

von Ph. Mauro;
deutsch von E. Meyer-Gölbner.

Ganzleinenband, holzfreies Papier, Mk. 3.50

Verlag von **Geschw. Banges,**
Dillenburg (S.-N.)

W. VON HAUFF

IM SIEGESWAGEN DES DIONYSOS

Ein Nietzsche-Roman

250 Seiten / Holzfreies Papier / Geh. 3,50 Rm. / Ganzlbd. 5 Rm.
Zweite Auflage.

Dr. Richard Ohler in der 'Kölnischen Zeitung':
„Hauffs Buch bedeutet einen wichtigen Markstein auf dem Wege zum Erkennen Nietzsches. Denn der Nietzsche, den Hauff nachschafft, ist echt, sowohl hinsichtlich der geistigen hohen Atmosphäre, in die er vom ersten Wort an versetzt, wie auch betreffs des philosophischen Inhalts. Hauffs Buch ist vielleicht als die beste Einführung in Nietzsche zu bezeichnen, die wir bis jetzt haben, während es für den, der dem Schöpfer des Zarathustra samt seinen umschaffenden Werten sich einzuverleiben schon lange bemüht war, immerhin eine interessante Neuanregung sein kann.“

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Engel & Toebe / Berlin SW 11.

Sämtliche hier angezeigten Bücher und Zeitschriften liefert die Konkordia A.-G. in Bühl (Baden)

Riesenerdbeeren

Sorten: Original Madame Moutot und Hindenburg.

Beste, stark bewurzelte Pflanzen, sehr zu empfehlen f. Großkulturen und Gartenbau. Nur aus meinen Freilandkulturen gezogene Ware, die wirklich winterhart, ziemlich früh und reichtragend, erstklassig und fleischige Früchte bringend sind u. unt. Kontrolle d. Obstbauinspektors gezüchtet werden. Vielfach bis zu 70 gr schwer werdend u. nächst. Jahr schon schön tragend.

100 Stück Mark 6.50
lieferbar von Anfang August bis Mitte Sept.
bei Vorausbestellung, evtl. auch später! Bezahlung geg. Nachnahme.

Gustav Kieferle, Greffern
Amt Bühl (Baden)
Erdbeeregroßkulturen.

EILZAHLUNG

Summe in Buchungsbücher
1920-02-02
an die Buchhaltung
Dank
L. Kieferle
Bühl

Janus-Epidiaskop

D. R. P. Nr. 366044 u. Auslandpatente

Der tausendfältig bewährte und glänzend begutachtete Glühlampen-Bildwerfer zur Projektion von

Papier- und Glasbildern

Ergänzung für alle Projektionsarten.
Leistung wundervoll!
Listen frei!

Zu beziehen durch
Konkordia A.-G.
Bühl (Baden).

Größerer Ort im Kinzigtal — Bahnstation — sucht für die freie Hauptlehrerstelle einen Herrn, der die Leitung eines Gesangvereins übernehmen könnte.
Angeb. unt. Sch. 3664 an die Konkordia A.-G., Bühl.

Musik-

Instrumente u. Saiten

Erstklassig und billig!

Lehrer erhalten Vorzugs-Rabatt!
Weitgehendste Zahlungserleichterungen.
Katalog kostenlos!

Obervogtländische Musikindustrie
(H. u. W. Kopp) Markneukirchen Nr. 46.

Tausch.

Welcher ev. Unterlehrer(in) im Bezirk Freiburg, Vohr, Emmendingen, Mühlheim tauscht mit solcher im Bezirk Offenburg (Bohstation) Opfer an erbeten unter Sch. 3659 an die Konkordia A.-G., Bühl.

Schuster & Co.

Markneukirchen 145

Kronen-Instrumente

und Saiten.
— Preisliste frei. —
Rabatt für Lehrer.
Teilzahlungen zugelassen

Hühner

junge, beste Legrasen, reell u. billig.
Katalog frei.

Hefner, Gellügelpark
Hainstadt 111 (Baden).

Hahn's Schultinten

in Pulverform

Seit 1882 in Tausenden von Schulen im Gebrauch.
Preisliste kostenfrei.
Tintengeschäft

Gust. Ad. Hahn
Oberesslingen (Wttb.)

Drucksachen

liefert preiswert und in kürzester Zeit die

Konkordia AG

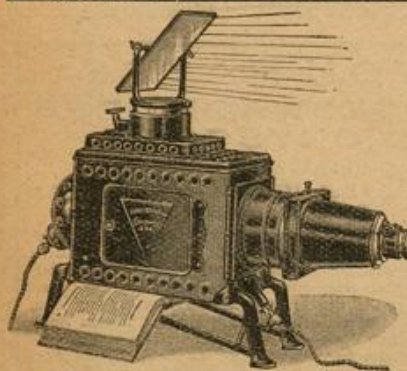
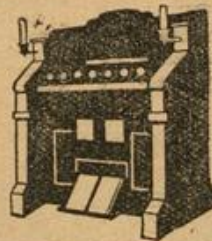
Pianohaus Lang Karlsruhe Nürnberg München Augsburg Straubing
 Kaiserstr. 167 Karlstr. 19/1 Theaterstr. 46 Eiermarkt D 12/14 Simonhöllestr. 9
 (Börsengebäude)

Günstige Preise und Bedingungen werden Sie bei Kauf und Empfehlung veranlassen, mein Lager zu besichtigen.

HARMONIUMS für Haus, Kirche, Schule

Verlangen Sie bitte kostenlos Katalog.
 Für Lehrer sehr günstige Zahlungsbedingungen.
 Lieferung frachtfrei.

H. MAURER, KARLSRUHE (BADEN)
 Kaiserstraße 176, Eckhaus Hirschstraße. Gegründet 1879.



Die neuzeitlichen episkopischen Bildwerfer sind zumeist mit einer 500 Wattlampe ausgerüstet, die hiermit erzielte Bildhelligkeit reicht weitaus für eine Schulklasse bezw. für einen kleineren Saal. Vielfach machte man hiermit auch erfolgreiche Vorführungen in größeren Räumen, aber für die Anwendung in Aulen, größeren Vereinsälen usw. erschien doch eine größere Helligkeit erwünscht. Diese Forderung kann nun bei dem bekannten **Janus-Epidiaskop** der Firma Ed. Liesegang leicht erfüllt werden durch eine zusehliche zweite Lampe, welche die Helligkeit um reichlich 80% erhöht. So liefert der „Tra-Janus“ — dies ist die Bezeichnung des Janus mit 2 Lampen — im

dunklen Raum gut beleuchtete episkopische Lichtbilder von 3 m Größe. Der Aufsatz kann auch nachträglich an alte Janus-Apparate angebaut werden. Interessenten erhalten kostenlos Prospekt von der **Konkordia A.-G., Bühl** (Baden).

Klapp-Camera 9x12

wenig gebraucht, mit 6 Kassetten, Zahntrieb, vorzögl. Optik, Doppelanastigmat „Doga“, Lichtstärke 8,3, 50 Wk. Filmpackkassette 3 Wk. Angebote unter **Sch. 3661** an die **Konkordia A.-G., Bühl** (Baden).

Gesucht

in h. Lehrersf. (Sohn u. Mutter) auf dem Lande ein arbeitsfreudiges, gesundes h. Mädchen über 17 Jahren, in Haushaltung bewandert, Gelegenheit zur Erlernung des Klavierspiels geboten.
 Offerten unter **Sch. 3663** an die **Konkordia A.-G., Bühl** (Baden).

Bülow-Pianos

neue und gebrauchte
 erstklassig, elegant und für die Herren Lehrer äusserst **billig** — auch bei Teilzahlung und freier Lieferung. — Preisliste frei. Tausende Referenzen.

Fr. Siering, Mannheim
 C17, Nr. 6. — Kein Laden.



Harmoniums

für Kirche, Schule und Haus, sowie **tonschöne Pianos**, liefere ich in Ia Qualität, preiswert, frachtfrei und zu kulantem Bedingungen. Kataloge frei. Vertreter allerorts gesucht.

Friedrich Bongardt, Barmen 59
 Mittelh. d. Harmoniumfabrik Bongardt & Herfurth.

Es liegt in Ihrem Interesse vor dem Kauf bei uns Offerte einzuholen.

Pianos, Flügel, Harmoniums

altbewährter Fabrikate führen wir in großer Auswahl, zu günstigen Preisen u. bequemen Zahlungsbedingungen. Vertreter der bekannten Pianofabriken wie: Berdux, August Förster, Grotrian, Steinweg, Kaim, Römhildt, Rönisch, Schwechten, Urbas & Reißhauer, Zeitter & Winkelmann, Gebr. Zimmermann u. andere.

Schmid & Buchwaldt / Pianohaus / Pforzheim
 Westl. Karlfriedrichstr. 23, eine Treppe, gegenüber d. Schauspielhaus
 Gegr. 1868 von A. Heynichen.

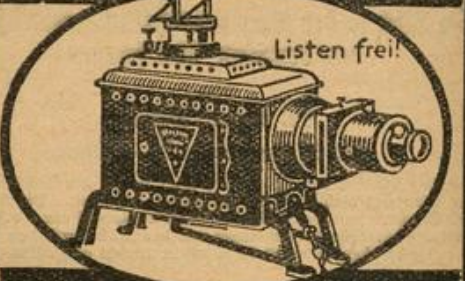
Kinder-, Sommer- u. Erntefest lit. wertv.

sehr wirksam, leicht einzuüben: **Das Kinderfest** (m. Reig., Dekl., Aufz. u. 8 Anspr. d. Lehrers) zus. 1.50 M. — **Das Sommerfest — Fahrt nach Glückstadt** (2 fröhli. Spiel-Auff. f. Kinderfest) je 1 M. — **Leichte Reigen und Volkstänze** 1 M. — **Die bunte Freilichtbühne** (5 leichte Stücke) zus. 2 M. — **Die lustige Märchenbühne im Freien** (4 gemüth. Stücke) zus. 1 M. — u. viele a. Auff. — **Das Erntefest** (Festfeiern m. Anspr. u. 2 Freil.-Spiele) zus. 1.50 M. — Bei 5-M.-Bestellg. Zugabe eines gut. Jugendbuches. — Zusendung als Nachn. Reiche Auswahl geg. 3 M. Nachn. — Schnellste Lieferung. — Bei Vorbezahlung portofrei. Postsch. 44000.

Kribe-Verlag, Berlin N 113, Schivelbeinerstr. 3 A

Janus-Epidiaskop

D.R. Pat. Nr. 366044 u. Ausl. Patente



Listen frei!

Der tausendfältig bewährte und glänzend begutachtete Glühlampen-Bildwerfer zur Projektion von

Papier- und Glasbildern

Leistung wundervoll!

Ergänzen für alle Projektionsarten

Ed. Liesegang, Düsseldorf

Listen frei! Postfach 124.

HINKEL

Zimmer-Schul-Kirchen-Konzert-Orchester-Tropen-Kunst-HARMONIUM
 Ernst Hinkel, Harmoniumfabrik
 Ulm a. D. — gegr. 1880
 Vertreter an allen größeren Plätzen.

Tausch.

Es. Hauptl. in Schwarzwaldkurort (500 m) mit schöner großer 5-Zimmerwohnung, elektr. Licht, Wasserleitung, großem Garten, sucht mit Kollegen im Bodenseegebiet, Offenburger Gegend oder Heilbringer Bezirk zu tauschen, möglichen Wohnort vorhanden. Obengenannter Ort hat Autoverbindung zur Amtsstadt; keinen Organisten od. Vereinsobst; Metzger-, Bäcker-, Kolonialwaren dafelbst erhältlich; Arzt in der Nähe. Wohnung ganz neu hergerichtet. Gefl. Zuschriften unter **Sch. 3658** an **Konkordia A.-G., Bühl** (Baden) erbeten.

Tafelklavier

gut geeignet für Vereine und auch sonst zum Üben noch sehr brauchbar, zu verkaufen.
 Das Instrument ist gut renoviert u. im Ton vorzüglich. Zu erfragen bei **Martin Gruber** Klaviertechniker Grombach (Amt Sinsheim) Baden.

Heimarbeit vergibt

P. Holfter, Breslau Hb.

Tausch.

Welcher kath. Unterl. tauscht mit folchem in der Nähe Pforzheims. Schönes Zimmer im Schulhaus, gutes Kosthaus (Wirtschaft, Metzgerei) Postautoverbindung. Zuschriften erbeten unter **Sch. 3660** an die **Konkordia A.-G., Bühl** (Baden).

Pianos-Harmoniums zu günstigen Preisen und Bedingungen. **Eugen Pfeiffer**

Nur altbewährte Qualitäts-Fabrikate! **Franko Lieferung.** **Heidelberg** Gegr. 1865 **Hauptstr. 44**

Verlangen Sie bitte kostenlose Zusendung meines Katalogs. **Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl (Baden).** Direktor **W. Vesper.** Für den Inseratenteil verantwortlich: **Fr. Zerrath.**